BEIHEFTE

Susanne Oberholzer

# Zwischen Standarddeutsch und Dialekt

## Untersuchung zu Sprachgebrauch und Spracheinstellungen von Pfarrpersonen in der Deutschschweiz

Germanistik

Franz Steiner Verlag

ZDL

ZEITSCHRIFT
FÜR DIALEKTOLOGIE
UND LINGUISTIK

BEIHEFTE

I73

Susanne Oberholzer
Zwischen Standarddeutsch und Dialekt

**ZEITSCHRIFT FÜR DIALEKTOLOGIE UND LINGUISTIK**

**BEIHEFTE**

In Verbindung mit Michael Elmentaler und Jürg Fleischer

herausgegeben von Jürgen Erich Schmidt

**BAND 173**

Susanne Oberholzer

# Zwischen Standarddeutsch und Dialekt

## Untersuchung zu Sprachgebrauch und Spracheinstellungen von Pfarrpersonen in der Deutschschweiz

Franz Steiner Verlag

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich im Herbstsemester 2015 auf Antrag der Promotionskommission Prof. Dr. Christa Dürscheid (hauptverantwortliche Betreuungsperson), Prof. Dr. Peter Sieber, Univ.-Prof. Dr. Alexandra N. Lenz als Dissertation angenommen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist unzulässig und strafbar.
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018
Druck: Hubert & Co., Göttingen
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
Printed in Germany.
ISBN 978-3-515-12214-6 (Print)
ISBN 978-3-515-12213-9 (E-Book)

*meinen Eltern*

# VORWORT

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine etwas gekürzte und überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die im Herbst 2015 von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich als Promotionsschrift angenommen wurde.

Das Verfassen einer Dissertation setzt Unterstützung auf verschiedenen Ebenen voraus. An dieser Stelle möchte ich mich bei den Menschen bedanken, die mir während dieser Zeit mit Rat und Tat und offenem Ohr zur Seite gestanden sind.

Als Erstes danke ich meinen Betreuer/-innen Prof. Dr. Christa Dürscheid, Prof. Dr. Peter Sieber und Univ.-Prof. Dr. Alexandra N. Lenz, die mich mit ihrem wohlwollend kritischen Blick und ihrer Expertise begleitet haben. Peter Sieber danke ich zudem für seine wertvollen Hinweise bei der Überarbeitung der Dissertation zum Buch.

Über die Jahre hinweg durfte ich vom Austausch mit verschiedenen Personen profitieren, die nicht alle namentlich erwähnt werden können. An dieser Stelle sei jedoch den folgenden Personen speziell gedankt: für den Austausch in linguistischen Fragen Prof. Dr. David Britain, Prof. Dr. Sara Hägi, PD Mag. Dr. habil. Manfred Glauninger sowie meinen Kolleginnen und Kollegen im Projekt „Variantengrammatik des Deutschen“, vom Doktoratsprogramm Linguistik der Universität Zürich sowie des Instituts für Germanistik der Universität Wien, insbesondere Dr. Martin Businger, Michael Riccabona, Andrea Kleene und Timo Ahlers; für den Austausch in theologischen Fragen PD Dr. Christina Aus der Au, Dr. Friederike Osthof, Dr. Christian Walti sowie P. Franz-Xaver Hiestand SJ; für die Unterstützung mit der Datenbank Dr. Stephan Lücke; für die Karten Dr. Philipp Stoeckle; für die redaktionelle Hilfe Andrea Sprecher und Vanessa Huber.

Für die finanzielle Unterstützung der Untersuchung bin ich folgenden Institutionen zu grossem Dank verpflichtet: der Universität Zürich für den Beitrag aus dem Forschungskredit, dem Schweizerischen Nationalfonds für das Stipendium für Angehende Forschende sowie der Janggen-Pöhn-Stiftung für das gewährte Stipendium. Die vorliegende Buchpublikation haben mit ihrem Beitrag folgende Einrichtungen unterstützt: Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Evangelisch-reformierte Kirche des Kantons St. Gallen und Evangelische Landeskirche des Kantons Thurgau. Mein Dank geht zudem an die Herausgeber der Beihefte der Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik für die Aufnahme dieser Arbeit in ihre Reihe.

Letztlich wäre diese Untersuchung nicht möglich gewesen ohne meine Informant/-innen der beiden grossen Landeskirchen – vielen Dank ihnen allen.

Von Herzen möchte ich mich schliesslich bei meiner Familie und meinen Freundinnen und Freunden bedanken, die mich auf dem Weg zum fertigen Buch begleitet und mich in vielfältiger Weise immer unterstützt haben, insbesondere meinen Eltern, Vanessa und Michael.

# INHALTSVERZEICHNIS


Vorwort ..... 7

Abbildungsverzeichnis ..... 15

Tabellenverzeichnis ..... 18

Abkürzungsverzeichnis ..... 21

1 EINLEITUNG ..... 23

1.1 Dialekt und Standarddeutsch in der Deutschschweiz die letzten 100 Jahre ..... 23
1.2 Dialekt und Standarddeutsch bei Deutschschweizer Pfarrpersonen ..... 27
1.3 Theoretische Einbettung ..... 29
1.4 Forschungsfragen ..... 30
1.5 Aufbau der vorliegenden Untersuchung ..... 32

I THEORETISCHER HINTERGRUND ..... 35

2 DIE DEUTSCHSCHWEIZER SPRACHSITUATION: SPRACHFORMEN UND KONZEPTE ..... 37

2.1 Schweizerdeutsch ..... 38
2.1.1 Dialekt als Sprachform der Mündlichkeit ..... 39
2.1.2 Dialekt als Sprachform der Schriftlichkeit ..... 40
2.2 Standarddeutsch ..... 41
2.2.1 Standarddeutsch als Sprachform der Schriftlichkeit ..... 41
2.2.2 Standarddeutsch als Sprachform der Mündlichkeit ..... 42
2.3 Mischphänomene zwischen den beiden Varietäten ..... 44
2.4 Das passende linguistische Beschreibungsmodell: Diglossie oder Bilingualismus? ..... 46
2.4.1 FERGUSONS Diglossie-Begriff ..... 47
2.4.2 Ergänzung des Diglossie-Begriffes ..... 51
2.4.3 Bilingualismus: den Laien ernst nehmen ..... 57
2.4.4 Primärsprache, Sekundärsprache, Fremdsprache ..... 61
2.4.5 Diglossie vs. Bilingualismus ..... 63
2.5 Deutsch als plurizentrische Sprache ..... 64
2.5.1 Definitionen ..... 65
2.5.2 „Plurizentrisch“, „plurinational“, „pluriareal“ – terminologische (und politische) Grabenkämpfe ..... 66

2.5.3 Schweizer Standarddeutsch – eine gleichberechtigte Varietät ..... 67
2.5.4 Plurizentrizitätsbewusstsein der Deutschschweizer/-innen ..... 68
2.6 Zusammenfassung ..... 69

3 DIALEKT UND STANDARDDEUTSCH IN DEN KIRCHEN: UNTERSUCHUNGSGEGENSTAND UND FORSCHUNGSSTAND ..... 71

3.1 Die beiden grossen Landeskirchen ..... 71
3.2 Untersuchungsgebiet ..... 73
3.2.1 Untersuchungsgebiet: reformierte Kirche ..... 74
3.2.2 Untersuchungsgebiet: katholische Kirche ..... 75
3.3 Ablauf reformierter und katholischer Gottesdienste ..... 77
3.3.1 Ablauf reformierter Gottesdienste ..... 77
3.3.2 Ablauf katholischer Gottesdienste ..... 80
3.3.3 Einteilung der Gottesdienste in der vorliegenden Studie ..... 82
3.4 Varietätengebrauch in der Kirche: Forschungsstand und Tendenzen ..... 88
3.4.1 Linguistische Übersichtsdarstellungen: Versuch einer diachronen Beschreibung ..... 88
3.4.2 Linguistische Darstellungen ..... 94
3.4.3 Theologische Darstellungen ..... 110
3.4.4 Zwischenfazit ..... 123
3.5 Dialektvorlagen für Deutschschweizer Pfarrpersonen ..... 124
3.5.1 Dialektbibelübersetzungen ..... 124
3.5.2 Kirchenlieder im Dialekt ..... 131
3.5.3 Dialektvorlagen für die Liturgie ..... 135
3.6 Zusammenfassung ..... 137

4 CODE-SWITCHING ..... 139

4.1 Definition des Terminus Code-Switching ..... 139
4.2 Code-Switching aus soziopragmatischer Sicht ..... 141
4.3 Code-Switching als stilistisches Mittel in der Deutschschweiz ..... 145
4.3.1 Code-Switching mit pragmatischer Bedeutung ..... 146
4.3.2 Code-Switching ohne pragmatische Bedeutung ..... 147
4.3.3 Code-Switching als erweiterte stilistische Ressource ..... 148
4.4 Bedeutung von Code-Switching für die vorliegende Studie ..... 150

5 SPRACHEINSTELLUNGEN ..... 151

5.1 Theoretische Grundlagen ..... 151
5.1.1 Definition des Terminus Einstellung (engl. *attitude*) ..... 152
5.1.2 Zum Wesen von Einstellungen ..... 153
5.1.3 Stereotyp ..... 158
5.2 Spracheinstellungsforschung in der Deutschschweiz ..... 159
5.2.1 Bisherige Spracheinstellungsforschung ..... 159

5.2.2 Grundsatzproblem: kein einheitliches „Hochdeutsch"-Konzept ... 167
5.3 Bedeutung von Spracheinstellungen für die vorliegende Studie ... 169

6 KORPUS UND METHODE ... 171

6.1 Authentische Sprachgebrauchsdaten: die Gottesdienstaufnahmen ... 171
6.1.1 Das Sample reformierter Pfarrpersonen ... 172
6.1.2 Das Sample katholischer Pfarrpersonen ... 177
6.1.3 Weiterverarbeitung der Rohaufnahmen ... 178
6.2 Tiefeninterviews ... 180
6.3 Fragebogenerhebung ... 181
6.3.1 Vorgehen bei der Datengewinnung ... 181
6.3.2 Verschiedene Fragebogenversionen in Abhängigkeit von der Erstsprache ... 182
6.3.3 Sample der Fragebogenerhebung ... 184
6.3.4 Sample der Fragebogenerhebung – Version 1 ... 186
6.3.5 Sample der Fragebogenerhebung – Version 2 ... 188
6.3.6 Sample der Fragebogenerhebung – Version 3 ... 190
6.3.7 Berücksichtigung der Fragebogenversionen in der vorliegenden Studie ... 193
6.3.8 Weiterverarbeitung der Daten aus der Fragebogenerhebung ... 193
6.4 Umfrage bei den reformierten und katholischen Landeskirchen ... 193
6.5 Interview mit einem Professor für Praktische Theologie ... 195

II EMPIRISCHE UNTERSUCHUNG ... 197

7 SPRACHREGELUNGEN IN DEN LANDESKIRCHEN ... 199

7.1 Kirchenordnungen der reformierten Kantonalkirchen ... 200
7.2 Liturgiam authenticam ... 201
7.3 Umfrageresultate für die reformierte Kirche ... 202
7.4 Umfrageresultate für die katholische Kirche ... 205
7.5 Diskussion der Umfrageresultate ... 209
7.6 Ergebnisse aus Interviews und Fragebögen ... 211
7.6.1 Reformierte Pfarrpersonen ... 211
7.6.2 Katholische Pfarrpersonen ... 217
7.7 Diskussion der Resultate aus Interviews und Fragebogenerhebung ... 217
7.8 Fazit ... 218

8 SPRACHGEBRAUCH DER DEUTSCHSCHWEIZER PFARRPERSONEN IM GOTTESDIENST ... 221

8.1 Sprachgebrauch im reformierten Gottesdienst ... 221
8.1.1 Sechs Varietätenmuster ... 221
8.1.2 Unterschiede nach Art des Gottesdienstes ... 224

8.1.3 Unterschiede nach Kantonen ... 225
8.1.4 Intraindividuelle Variation bzw. Konstanz ... 227
8.1.5 Varietät nach Gottesdienstteil ... 230
8.1.6 Code-Switchings vom Dialekt zum Standarddeutschen ... 239
8.1.7 Code-Switchings vom Standarddeutschen zum Dialekt ... 245
8.1.8 Funktionen von Code-Switching ... 256
8.2 Sprachgebrauch im katholischen Gottesdienst ... 262
8.2.1 Unterschiede nach Gottesdienstteil ... 262
8.2.2 Unterschiede nach Priester ... 264
8.2.3 Code-Switchings in katholischen Gottesdiensten ... 265
8.2.4 Funktionen von Code-Switching ... 269
8.3 Diskussion der Resultate ... 270

9 VARIETÄTENWAHL UND EINFLUSSFAKTOREN AUS SICHT VON DEUTSCHSCHWEIZER PFARRPERSONEN ... 274

9.1 Intendierter Varietätengebrauch im reformierten Sonntagsgottesdienst ... 275
9.2 Intendierter Varietätengebrauch im katholischen Sonntagsgottesdienst ... 290
9.3 Intendierter Varietätengebrauch in Kasualgottesdiensten ... 292
9.3.1 Abdankungen ... 292
9.3.2 Taufen ... 294
9.3.3 Fazit ... 295
9.4 Intendierter Varietätengebrauch in weiteren kirchlichen Kontexten ... 295
9.4.1 Jugendgottesdienst ... 295
9.4.2 Religionsunterricht ... 296
9.4.3 Konfirmationsunterricht ... 298
9.4.4 Andacht im Altersheim ... 299
9.4.5 Beichte ... 299
9.4.6 Fazit ... 300
9.5 Gottesdienstvorbereitung: Verschriftung und Vorbereitungszeit ... 301
9.5.1 Ausformulierungsgrad ... 301
9.5.2 Verschriftung der Predigt nach Varietät ... 303
9.5.3 Vorbereitungszeit ... 305
9.5.4 Fazit ... 305
9.6 Dialektvorlagen ... 306
9.6.1 Dialektbibeln ... 306
9.6.2 Dialektlieder ... 311
9.6.3 Fazit ... 318
9.7 Mögliche Einflussfaktoren für die Varietätenwahl im Gottesdienst ... 319
9.7.1 Komplexität der Inhalte ... 319
9.7.2 Der Dialekt als Varietät des „Plauderns“ ... 320
9.7.3 Verschiedene Rollen der Pfarrperson im Gottesdienst ... 321
9.7.4 Vorlieben der Gemeinde ... 322

9.7.5 Fazit ... 323
9.8 Varietätenwahl als Thema in der Ausbildung ... 324
9.8.1 Ausbildung zur Pfarrperson ... 324
9.8.2 Interview mit Prof. DAVID PLÜSS, Universität Bern ... 325
9.8.3 Bedeutung der Sprachformenfrage während der Ausbildung ... 330
9.8.4 Sprachliche Vorbildfunktion ... 331
9.8.5 Fazit ... 332
9.9 Individuelle und institutionelle Entwicklungstendenzen ... 333
9.9.1 Individuelle Entwicklung der Pfarrpersonen ... 334
9.9.2 Entwicklung des Sprachgebrauchs in den Kirchen ... 336
9.9.3 Fazit ... 337
9.10 Exkurs: Die allochthonen Pfarrpersonen ... 337
9.10.1 Die Alltagssprache der allochthonen Pfarrpersonen ... 338
9.10.2 Sprachwahl der Gemeindeglieder gegenüber allochthonen Pfarrpersonen ... 339
9.10.3 Varietät in Sonntagsgottesdiensten ... 340
9.10.4 Veränderungen im Sprachverhalten seit Beginn der Tätigkeit in der Schweiz ... 341
9.10.5 Fazit der Fragebogenerhebung unter allochthonen Pfarrpersonen ... 342
9.11 Diskussion der Resultate ... 343

10 SPRACHEINSTELLUNGEN ZU DIALEKT UND HOCHDEUTSCH ... 347

10.1 Stereotype zu Dialekt und Hochdeutsch ... 348
10.2 Nuancierte Einstellungen zu Dialekt und Hochdeutsch bei Pfarrpersonen – Fallbeispiele ... 351
10.2.1 Pfarrperson r12: stabil kritische Einstellungen zum Hochdeutschen – stabil positive zum Dialekt ... 352
10.2.2 Pfarrperson r15: Fremdsprachenstereotyp, tendenziell positive Bewertungen zu Hochdeutsch und ein gewisses Defizitempfinden ... 355
10.2.3 Pfarrperson k05: Fremdsprachenstereotyp, differenzierte Einstellungen zu beiden Varietäten, Plurizentrizitätsbewusstsein ... 359
10.2.4 Pfarrperson r17: Fremdsprachenstereotyp, positive Einschätzungen von Hochdeutsch, insbesondere als Varietät der Schriftlichkeit ... 362
10.2.5 Pfarrperson r05: Fremdsprachenstereotyp, dezidiert positive Einstellungen zu Hochdeutsch, gleichzeitig ausgeprägtes Defizitempfinden ... 366
10.2.6 Pfarrperson k01: differenzierte Einstellungen zu beiden Varietäten und ausgeprägtes Plurizentrizitätsbewusstsein ... 370

10.2.7 Pfarrperson r19: ausgesprochen positive Einstellungen zu Hochdeutsch, kritische Einstellungen zum Dialekt im Gottesdienst ... 374
10.2.8 Pfarrperson r01: tendenziell kritische Einstellungen zum Dialekt, sehr positive Bewertungen von Hochdeutsch ... 379
10.2.9 Pfarrperson r14: ausgesprochen positive Einstellungen zu beiden Varietäten ... 383
10.2.10 Zwischenfazit ... 387
10.3 Verschiedene Hochdeutsch- und Dialektkonzepte ... 388
10.3.1 Hochdeutsch als Sprache in der Schweiz ... 388
10.3.2 Hochdeutsch als Sprache für Informationssendungen am Beispiel von Meteo ... 389
10.3.3 Hochdeutsch als Sprache im Kindergarten ... 390
10.3.4 Hochdeutsch als Sprache der Schule ... 391
10.3.5 Dialekt als geschriebene Sprache ... 391
10.3.6 Dialekt als Gottesdienst- und Predigtsprache ... 392
10.3.7 Hochdeutsch als Gottesdienst- und Predigtsprache ... 393
10.4 Diskussion der Resultate ... 394

11 SYNOPSE – VERGLEICH VON OBJEKTIVEN UND SUBJEKTIVEN DATEN ... 398

11.1 Tatsächlicher vs. intendierter Sprachgebrauch im reformierten Sonntagsgottesdienst ... 398
11.2 Tatsächlicher vs. intendierter Sprachgebrauch im katholischen Gottesdienst ... 404
11.3 Zusammenhang zwischen Sprachverhalten und Spracheinstellungsäusserungen ... 404
11.4 Fazit ... 407

III SCHLUSSWORT ... 409

12 ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK ... 411

12.1 Zusammenschau der Resultate ... 411
12.2 Dialekt *und* Standarddeutsch als wichtige Varietäten im Gottesdienst ... 414
12.3 Zwei gegenläufige Bewegungen ... 416
12.4 Differenzierte Spracheinstellungen zu beiden Varietäten ... 418
12.5 Ansätze für künftige Einstellungsforschung in der Deutschschweiz ... 420
12.6 Diglossie als passendes linguistisches Beschreibungsmodell für die Deutschschweiz ... 421

LITERATURVERZEICHNIS ... 424

ANHANG ... 442

# ABBILDUNGSVERZEICHNIS


Abb. 1: Erhebungsgebiet für die reformierte Kirche. Karte: PHILIPP STOECKLE ..... 74
Abb. 2: Erhebungsgebiet für die katholische Kirche. Karte: PHILIPP STOECKLE ..... 76
Abb. 3: Tabelle mit verschiedenen Nutzungskontexten von Standarddeutsch im Gespräch zwischen autochthonen Deutschschweizer/-innen aus CHRISTEN et al. (2010, 95) ..... 145
Abb. 4: Kontextsensitives Modell der Spracheinstellungen nach TOPHINKE / ZIEGLER (2006, 215) ..... 157
Abb. 5: Bildschirmfoto von PRAAT mit den drei Tiers text, auffaelligkeiten und gottesdienstteil ..... 178
Abb. 6: Bildschirmfoto von PRAAT mit Beispiel eines Transkripts eines Gottesdienstanfangs mit den Tags sprecher, zitat und varietaet ..... 179
Abb. 7: Altersstruktur der Pfarrerinnen und Pfarrer nach Jahrgängen (n=681) ..... 185
Abb. 8: Geschlecht der Gewährspersonen (n=681) ..... 185
Abb. 9: Amtsjahre der Pfarrerinnen und Pfarrer (n=668, 13 fehlende Werte) ..... 186
Abb. 10: Geschlecht der Gewährspersonen bei Fragebogenversion 1 (n=454) ..... 187
Abb. 11: Altersstruktur der Pfarrerinnen und Pfarrer nach Jahrgängen für Fragebogenversion 1 (n=454) ..... 188
Abb. 12: Amtsjahre der Pfarrerinnen und Pfarrer für Fragebogenversion 1 (n=444, 10 fehlende Werte) ..... 188
Abb. 13: Geschlecht der allochthonen Gewährspersonen (n=97) ..... 190
Abb. 14: Altersstruktur der allochthonen Gewährspersonen nach Jahrgängen gruppiert (n=97) ..... 192
Abb. 15: Amtsjahre der allochthonen Pfarrerinnen und Pfarrer (n=96, 1 fehlender Wert) ..... 192
Abb. 16: Vorhandensein einer Sprachformenregelung in den Kirchgemeinden (n=454) ..... 214
Abb. 17: Eingangswort nach gewählter Varietät (n=40) ..... 230
Abb. 18: Gruss nach gewählter Varietät (n=40) ..... 231
Abb. 19: Einleitung erstes Gebet nach gewählter Varietät (n=34) ..... 231
Abb. 20: Gebet nach gewählter Varietät (n=37) ..... 232
Abb. 21: Einleitung Lesung nach gewählter Varietät (n=39) ..... 232
Abb. 22: Lesung nach Varietät (n=40) ..... 233
Abb. 23: Predigt nach Varietät (n=40) ..... 233
Abb. 24: Abkündigungen nach Varietät (n=22) ..... 234
Abb. 25: Einleitung Fürbitte nach Varietät (n=30) ..... 234

Abb. 26: Fürbitte nach Varietät (n=35) ... 235
Abb. 27: Einleitung Unser Vater nach Varietät (n=39) ... 235
Abb. 28: Unser Vater nach Varietät (n=40) ... 236
Abb. 29: Mitteilungen nach Varietät (n=40) ... 236
Abb. 30: Einleitung Segen nach Varietät (n=23) ... 237
Abb. 31: Segen nach Varietät (n=39) ... 237
Abb. 32: Visualisierung der möglichen Kommunikationsperspektiven im Gottesdienst (vgl. PAUL 1990, 34–35) ... 248
Abb. 33: Gottesdienstteil „Eingangswort“ nach Sprachform; Interview (n=23) ... 276
Abb. 34: Gottesdienstteil „Eingangswort“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 277
Abb. 35: Gottesdienstteil „Gruss“ nach Sprachform; Interview (n=23) ... 277
Abb. 36: Gottesdienstteil „Gruss“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 278
Abb. 37: Gottesdienstteil „Gebete (ohne Fürbitte)“ nach Sprachform; Interview (n=23) ... 278
Abb. 38: Gottesdienstteil „Gebete (ohne Fürbitte)“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 279
Abb. 39: Gottesdienstteil „Einleitung und Ausgang der Lesung“ nach Sprachform; Interview (n=23) ... 280
Abb. 40: Gottesdienstteil „Einleitung und Ausgang der Lesung“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 280
Abb. 41: Gottesdienstteil „Lesung“ nach Sprachform; Interview (n=23) ... 281
Abb. 42: Gottesdienstteil „Lesung“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 281
Abb. 43: Gottesdienstteil „Liedansagen (inkl. der Aufforderung, sich zu erheben etc.)“ nach Sprachform; Interview (n=23) ... 282
Abb. 44: Gottesdienstteil „Liedansagen (inkl. der Aufforderung, sich zu erheben etc.)“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 282
Abb. 45: Gottesdienstteil „Predigt“ nach Sprachform; Interview (n=23) ... 283
Abb. 46: Gottesdienstteil „Predigt“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 284
Abb. 47: Gottesdienstteil „Abkündigungen“ nach Sprachform; Interview (n=23) ... 284
Abb. 48: Gottesdienstteil „Abkündigungen“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 285
Abb. 49: Gottesdienstteil „Fürbittegebet“ nach Sprachform; Interview (n=23) ... 285
Abb. 50: Gottesdienstteil „Fürbittegebet“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 286
Abb. 51: Gottesdienstteil „Unser Vater“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 286
Abb. 52: Gottesdienstteil „Mitteilungen/Kollekte“ nach Sprachform; Interview (n=23) ... 287
Abb. 53: Gottesdienstteil „Mitteilungen/Kollekte“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 287

Abb. 54: Gottesdienstteil „Sendungswort“ nach Sprachform; Interview (n=21) ... 288
Abb. 55: Gottesdienstteil „Sendungswort“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 288
Abb. 56: Gottesdienstteil „Segen“ nach Sprachform; Interview (n=23) ... 289
Abb. 57: Gottesdienstteil „Segen“ nach Sprachform; Fragebogen (n=454) ... 290
Abb. 58: Verschriftung der Gottesdienstvorbereitung: ausformuliert, in Stichworten oder gemischt (n=454) ... 302
Abb. 59: Verschriftung der Predigt: Sprachform der Verschriftung und verwendete Sprachform im GD (n=454) ... 303
Abb. 60: Verschriftung Dialektpredigt: Verwendete Varietät für die schriftliche Vorlage (n=348) ... 304
Abb. 61: Einsatz von Dialektbibeln im Gottesdienst (n=454) ... 306
Abb. 62: Verwendete Dialektbibeln bei den Pfarrpersonen mit Berner Dialekt (n=134) ... 308
Abb. 63: Verwendete Dialektbibeln bei den Pfarrpersonen mit Baselbieter/Basler Dialekt (n=18) ... 308
Abb. 64: Verwendete Dialektbibeln bei den Pfarrpersonen mit Zürcher Dialekt (n=58) ... 309
Abb. 65: Verwendete Dialektbibeln bei den Pfarrpersonen mit Ostschweizer Dialekt (n=16) ... 309
Abb. 66: Einschätzung der Eignung von Dialektliedern im Predigtgottesdienst im Vergleich zu hochdeutschen Liedern (n=454) ... 316
Abb. 67: Einschätzung der Entwicklung des eigenen Sprachformengebrauchs (n=454) ... 334
Abb. 68: Objektive (oben, n=40) und subjektive Daten (unten, n=23) im Vergleich für das Eingangswort ... 399
Abb. 69: Objektive (oben, n=40) und subjektive Daten (unten, n=23) im Vergleich für den Gruss ... 400
Abb. 70: Objektive (oben, n=40) und subjektive Daten (unten, n=23) im Vergleich für die Predigt ... 401
Abb. 71: Objektive (oben, n=37) und subjektive Daten (unten, n=23) im Vergleich für das Gebet ... 402
Abb. 72: Objektive (oben, n=39) und subjektive Daten (unten, n=23) im Vergleich für die Einleitung der Lesung ... 479
Abb. 73: Objektive (oben, n=40) und subjektive Daten (unten, n=23) im Vergleich für die Lesung ... 480
Abb. 74: Objektive (oben, n=22) und subjektive Daten (unten, n=23) im Vergleich für die Abkündigungen ... 481
Abb. 75: Objektive (oben, n=35) und subjektive Daten (unten, n=23) im Vergleich für die Fürbitte ... 482
Abb. 76: Objektive (oben, n=40) und subjektive Daten (unten, n=23) im Vergleich für die Mitteilungen ... 483
Abb. 77: Objektive (oben, n=39) und subjektive Daten (unten, n=23) im Vergleich für den Segen ... 484

# TABELLENVERZEICHNIS


Tab. 1: Verteilung von Situationstypen nach Varietät gemäss FERGUSON, deutsche Übersetzung nach WERLEN (1998, 23). ..... 48
Tab. 2: Anzahl Mitglieder der reformierten Landeskirche in den fünf untersuchten Kantonen im Jahr 2000 (vgl. BOVAY / BROQUET 2004, 122–123) ..... 75
Tab. 3: Anzahl Mitglieder der katholischen Landeskirche in den drei untersuchten Bistümern im Jahr 2000 (vgl. Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut SPI 2007, 40)..... 76
Tab. 4: Gerüst eines Predigtgottesdienstes gemäss Evangelisch-reformiertem Gesangbuch, Nr. 150 (Gesangbuchverein 1998, 235) .... 78
Tab. 5: Ausschnitt aus dem Gerüst eines Predigtgottesdienstes mit Taufe gemäss Evangelisch-reformiertem Gesangbuch Nr. 151 (Gesangbuchverein 1998, 236) ..... 79
Tab. 6: Gerüst eines Abendmahlsgottesdienstes gemäss Evangelisch-reformiertem Gesangbuch, Nr. 153 (Gesangbuchverein 1998, 238) .... 80
Tab. 7: Aufbau der Messfeier gemäss Katholischem Gesangbuch Nr. 29 (Schweizer Bischofskonferenz 1998, 98–99) ..... 81
Tab. 8: Einteilung der Gottesdienstteile für die Analyse der reformierten Gottesdienstaufnahmen ..... 84
Tab. 9: Einteilung der Gottesdienstteile für die Analyse der katholischen Gottesdienstaufnahmen ..... 88
Tab. 10: Gewählte Sprachform pro Gottesdienstteil gemäss Selbsteinschätzung der Pfarrpersonen in Basel-Landschaft (n=36) für einen normalen Sonntagsgottesdienst (RÜEGGER / SCHLÄPFER / STOLZ 1996, 110)..... 104
Tab. 11: Gewählte Sprachform pro Gottesdienstteil gemäss Selbsteinschätzung der Pfarrpersonen in Basel-Landschaft für einen Familien- oder Abendgottesdienst (RÜEGGER / SCHLÄPFER / STOLZ 1996, 111)..... 104
Tab. 12: Einschätzungen der beiden Sprachformen durch Pfarrpersonen aus dem Kanton Zürich (RÜEGGER / SCHLÄPFER / STOLZ 1996, 131)..... 105
Tab. 13: Übersicht über die verwendeten Methoden ..... 171
Tab. 14: Aufschlüsselung der verwendeten Siglen für die reformierten Aufnahmen ..... 174
Tab. 15: Korpus der Gottesdienstaufnahmen in reformierten Kirchgemeinden der Deutschschweiz ..... 177
Tab. 16: Korpus der Gottesdienstaufnahmen in katholischen Pfarreien der Deutschschweiz..... 177

Tab. 17: Angaben zu versandten Fragebögen und Rücklauf nach Kanton und Total ... 182
Tab. 18: Nationalität der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Fragebogenerhebung (n=681) ... 186
Tab. 19: Anzahl Pfarrerinnen und Pfarrer nach Kanton für Fragebogenversion 1 (n=454) ... 187
Tab. 20: Anzahl Pfarrerinnen und Pfarrer nach Kanton für Fragebogenversion 2a (n=49) ... 189
Tab. 21: Anzahl Pfarrerinnen und Pfarrer nach Kanton für Fragebogenversion 2b (n=74) ... 190
Tab. 22: Nationalität der allochthonen Gewährspersonen (n=97) ... 191
Tab. 23: Wohn- und Arbeitskanton der allochthonen Gewährspersonen (n=97) ... 191
Tab. 24: Kantonalkirchen mit Sprachformenregelungen (Wortlaut gemäss jeweiliger Kirchenordnung) ... 201
Tab. 25: Angaben über Sprachregelungen nach Wohnkanton in Prozent (n=441) ... 214
Tab. 26: Verteilung der 40 reformierten Gottesdienste auf die sechs Varietätenmuster ... 222
Tab. 27: Anzahl reformierte Gottesdienste nach Varietätenmuster (fremde Aufnahmen, n=19) ... 224
Tab. 28: Anzahl reformierte Gottesdienste nach Varietätenmuster (eigene Aufnahmen, n=21) ... 224
Tab. 29: Die Nutzung von Standarddeutsch im Deutschschweizer Kontext; für Gottesdienste adaptierte Tabelle gemäss CHRISTEN et al. (2010, 95) ... 258
Tab. 30: Die Nutzung von Dialekt im Deutschschweizer Kontext innerhalb Standarddeutsch gesprochener Passagen im Gottesdienst (in Anlehnung an die Tabelle für Standarddeutsch in CHRISTEN et al. 2010, 95) ... 261
Tab. 31: Varietät nach Gottesdienstteil für die sechs untersuchten katholischen Gottesdienste ... 263
Tab. 32: Tabelle aus dem Fragebogen Version 1, Frage 9 ... 275
Tab. 33: Angekreuzte Varietät pro Gottesdienstteil für die katholischen Priester (n=6) ... 291
Tab. 34: Tabelle aus dem Fragebogen Version 1, Frage 11 ... 293
Tab. 35: Gottesdienstteile im Dialekt für Abdankungs- und Sonntagsgottesdienst im Vergleich in Prozent ... 294
Tab. 36: Im Jugendgottesdienst verwendete Varietät nach Kanton in Prozent (n=231) ... 296
Tab. 37: Im Religionsunterricht verwendete Varietät nach Kanton in Prozent (n=308) ... 297
Tab. 38: Im Konfirmationsunterricht verwendete Varietät nach Kanton in Prozent (n=343) ... 298

Tab. 39: In Andachten/Besinnungen/Gottesdiensten im Altersheim verwendete Varietät nach Kanton in Prozent (n=378) ..... 299
Tab. 40: Verschriftung der Gottesdienstvorbereitung nach Altersgruppen (n=454) ..... 302
Tab. 41: Verschriftung der Predigt: Sprachform der Verschriftung – verwendete Sprachform im GD nach Kanton, in Prozent (n=454)..... 304
Tab. 42: Verschriftung der Predigt: Sprachform der Verschriftung – verwendete Sprachform im GD nach Altersgruppen, in Prozent (n=454)..... 305
Tab. 43: Von den Pfarrpersonen in ihren Gottesdiensten verwendete Dialektübersetzungen gemäss Angabe im Onlinefragebogen (n=260)..... 307
Tab. 44: Kein Dialektbibelgebrauch nach Dialekt der Pfarrperson in Prozent (n=195)..... 310
Tab. 45: Verwendung der Dialektlieder aus dem RG in Prozent; Interview (n=23) und Fragebogen (n=454) ..... 312
Tab. 46: Verwendung der Dialektlieder aus dem RG nach Wohnkanton in Prozent (n=441)..... 313
Tab. 47: Positive Antworten auf die Frage „Ich verwende im Gottesdienst grundsätzlich keine Dialektlieder“ nach Wohnkanton in Prozent (n=21)..... 314
Tab. 48: Antworten auf die Frage „Wurde die Frage der Sprachformenwahl (Dialekt oder Hochdeutsch) in Ihrer Ausbildung/Weiterbildung je thematisiert?“ nach Altersgruppen in Prozent (n=454)..... 330
Tab. 49: Funktion als sprachliches Vorbild für die eigene Gemeinde nach Wohnkanton in Prozent (n=441)..... 331
Tab. 50: Sprachformen, die Gemeindeglieder gegenüber Allochthonen benutzen, nach der Selbstwahrnehmung der Pfarrpersonen (n=97).... 339
Tab. 51: Die 10 grössten Antwortkategorien für die Frage „Dialekt ist für mich im Vergleich zu Hochdeutsch …“ (n=454)..... 349
Tab. 52: Die 10 grössten Antwortkategorien für die Frage „Hochdeutsch ist für mich im Vergleich zum Dialekt …“ (n=454) ..... 350
Tab. 53: Vergleich zwischen der subjektiven Einschätzung der Varietätenwahl und der tatsächlich gewählten Varietät pro Gottesdienstteil..... 403
Tab. 54: Ablauf des Gottesdienstes r1214pr01zhs..... 471

# ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

| | |
|---|---|
| Abb. | Abbildung |
| Abs. | Absatz |
| AG | Aargau |
| AI | Appenzell-Innerrhoden |
| AR | Appenzell-Ausserrhoden |
| Art. | Artikel |
| BE | Bern |
| BL | Basel-Landschaft |
| BS | Basel-Stadt |
| CS | Code-Switching |
| FB-Zitat | Fragebogenzitat |
| FR | Freiburg |
| GD | Gottesdienst |
| GD-Zitat | Gottesdienstzitat |
| GL | Glarus |
| GR | Graubünden |
| HD | Hochdeutsch |
| Int-Zitat | Interviewzitat |
| JU | Jura |
| Kap. | Kapitel |
| KG | Katholisches Gesangbuch |
| LU | Luzern |
| m | männlich |
| NW | Nidwalden |
| OW | Obwalden |
| RG | Reformiertes Gesangbuch |
| SG | St. Gallen |
| SH | Schaffhausen |
| SO | Solothurn |
| SZ | Schwyz |
| Tab. | Tabelle |
| TG | Thurgau |
| UR | Uri |
| VS | Wallis |
| w | weiblich |
| ZG | Zug |
| ZH | Zürich |

# 1 EINLEITUNG

Der Sprachgebrauch der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer und implizit auch deren Spracheinstellungen waren in den vergangenen rund 100 Jahren immer wieder Thema in der Öffentlichkeit, je nach Jahrzehnt und äusseren Einflüssen mit unterschiedlichem Fokus. In den letzten rund 20 Jahren wird die Diskussion um die Rolle der beiden Varietäten Dialekt und Schweizer Standarddeutsch in der Deutschschweiz mit einer gewissen Vehemenz geführt, nicht zuletzt wegen der in diesem Zeitraum verstärkten Zuwanderung deutscher Staatsbürgerinnen und -bürger in die Schweiz. Während auf der einen Seite der Dialekt immer mehr Domänen zu erobern scheint, die ursprünglich dem Standarddeutschen vorbehalten waren, wird auf der anderen Seite die Förderung eines selbstbewussten „Schweizer Hochdeutsch" propagiert. Die im öffentlichen Diskurs präsenten Bewertungen der beiden Varietäten Dialekt und Standarddeutsch sind dabei häufig sehr stereotyp.

Gleichzeitig herrscht innerhalb der Linguistik Uneinigkeit über das für die Deutschschweizer Sprachsituation passende sprachwissenschaftliche Beschreibungsmodell; die kontrovers geführte Diskussion bewegt sich primär zwischen den beiden Konzepten Diglossie und Bilingualismus. Für Letzteres spricht dabei aus Sicht verschiedener Linguistinnen und Linguisten die Einschätzung der Deutschschweizer Sprecherinnen und Sprecher, die Standarddeutsch – mit grosser Regelmässigkeit – nicht als eine weitere Varietät des Deutschen, sondern in der Tendenz als Fremdsprache beurteilen. Nicht alleine der Sprachgebrauch der Deutschschweizer Bevölkerung, sondern auch die Spracheinstellungen stehen also im Fokus sprachwissenschaftlicher Forschung.

Vor diesem Hintergrund aktueller öffentlicher und fachlicher Diskussionen präsentiert sich die vorliegende Untersuchung: Sie stellt eine empirisch gesicherte Beschreibung von Sprachgebrauch und Spracheinstellungen einer spezifischen Berufsgruppe von Deutschschweizer Sprachbenutzerinnen und -benutzern dar: Pfarrpersonen der beiden grossen Schweizer Landeskirchen.

Weshalb diese spezifische Sprechergruppe im Fokus der Untersuchung steht, wird in Kapitel 1.2 erläutert. In Kapitel 1.3 wird die theoretische Einbettung der Studie umrissen. Die konkreten Forschungsfragen folgen in Kapitel 1.4, der Aufbau der Studie in Kapitel 1.5. Zuerst soll jedoch ein kurzer Blick auf die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Dialekt und Standarddeutsch seit Beginn des 20. Jahrhunderts den weiteren Rahmen dieser Untersuchung ausleuchten.

## 1.1 DIALEKT UND STANDARDDEUTSCH IN DER DEUTSCHSCHWEIZ DIE LETZTEN 100 JAHRE

Diskussionen um das Verhältnis von Dialekt und Standarddeutsch werden nicht erst in neuerer Zeit in der Öffentlichkeit und in der Sprachwissenschaft geführt: Sprach-

gebrauch und implizit auch Spracheinstellungen waren in den vergangenen 100 Jahren, je nach Jahrzehnt und äusseren Einflüssen, immer wieder im Fokus.[1] Blickt man zurück, kam es zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einer ersten „Kampfphase um die Erhaltung und Sammlung der schweizerdt. Mundarten" (SONDEREGGER 2003, 2863), die bis zum Ende des Ersten Weltkrieges andauerte; dies vor dem Hintergrund, dass der Niedergang der schweizerdeutschen Dialekte – insbesondere für die Deutschschweizer Städte – befürchtet wurde. Es machte sich eine „pessimistische[…] Grundstimmung" (SONDEREGGER 2003, 2863) breit. In der Vorkriegszeit und während des Ersten Weltkriegs breitete sich also eine erste „Mundartwelle" in der Deutschschweiz aus.

Kaum war diese erste Mundartwelle verebbt, folgte nach einer Phase von „sprachpflegerischen Bemühungen" um die beiden Varietäten Dialekt und Standarddeutsch (SONDEREGGER 2003, 2865) bereits die nächste ihrer Art: Diese fällt mit dem Zweiten Weltkrieg zusammen und darf als Reaktion auf die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten sowie deren Ziel, alle Menschen mit deutscher Muttersprache zusammenzuschliessen (vgl. SONDEREGGER 2003, 2869), verstanden werden. Diese Mundartwelle ist Teil der sogenannten „Geistigen Landesverteidigung", einer

> polit[isch]-kulturelle[n] Bewegung […], welche die Stärkung von als schweizerisch deklarierten Werten und die Abwehr der faschist[ischen], nationalsozialist[ischen] und kommunis t[ischen] Totalitarismen zum Ziel hatte (JORIO 2006).

Im Verlauf der 1930er Jahre nahmen in der Deutschschweiz die „sprachpolitischen Abwehrreaktionen bei bedeutender Rückbesinnung auf die mundartliche Grundlage des Schweizerdeutschen" (SONDEREGGER 2003, 2869) zu, mit dem Ziel, sich vom nationalsozialistischen Dritten Reich und insbesondere von Deutschland abzugrenzen. Dabei gilt es bei dieser Bewegung zwei Strömungen zu unterscheiden: eine eher gemässigte und eine extreme. Letztere zielte darauf ab, das Schweizerdeutsche[2] als Schriftsprache für die Deutschschweiz zu etablieren und „damit eine sprachliche Trennung der dt. Schweiz vom gesamtdt. Sprachgebiet [zu] vollziehen" (SONDEREGGER 2003, 2869). Das Ziel einer allgemein gültigen schweizerdeutschen Schriftsprache wurde letztlich aber nicht erreicht, das Schweizerdeutsche erfuhr in diesem Zusammenhang jedoch „als Symbol für die kulturelle Identität der Deutschschweiz und als wichtiges Unterscheidungsmerkmal [zum deutschsprachigen Ausland; S.O.] […] eine starke Aufwertung" (SIEBENHAAR / WYLER 1997b, 38).

Nach dem Zweiten Weltkrieg folgte eine Phase der Konsolidierung bisheriger Sprachverhältnisse, das „gleichberechtigte[…], aber im einzelnen verschieden strukturierte[…] Verhältnis[…] Mundarten/neuhochdeutsche Standardsprache" (SONDEREGGER 2003, 2870) wurde allgemein anerkannt. Diese Gleichberechtigung zwischen den beiden Varietäten hatte aber nicht lange Bestand, und so mündete die Konsolidierungsphase in den 1960er Jahren in eine dritte Mundartwelle, die RASH

1 Für eine ausführliche Sprachgeschichte der Deutschschweiz vgl. SONDEREGGER (2003).

2 Im Folgenden werden die Termini „Schweizerdeutsch", „Dialekt" und „Mundart" synonym verwendet. Dies entspricht auch dem Sprachgebrauch der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer selbst, ohne dass dabei Bedeutungsunterschiede zum Tragen kämen.

(2002, 69) als „*die* Mundartwelle“ bezeichnet.[3] Im Gegensatz zu den ersten beiden Mundartwellen, die der Abgrenzung gegenüber Deutschland dienten, kann – zumindest am Anfang dieser Welle – „kein sprachpolitisches Bedürfnis für betonte Abgrenzung nach aussen gesehen werden“, wie HAAS (1998, 88) feststellt. Der Dialekt breitet sich seit den Sechzigerjahren aus und „dringt immer mehr ein in die Predigt, den höheren Unterricht, das Militär und in alle Kommissionen, wofern nicht Anderssprachige anwesend sind“ (RIS 1980, 121). SCHLÄPFER / GUTZWILLER / SCHMID (1991, 80) gingen am Ende des letzten Jahrhunderts (zu Recht) davon aus, dass der von den

> Anwälte[n] der Standardsprache […] ausgerufene „sprachliche Notstand“ wohl noch einige Zeit weiter bestehen [wird]; die Befürworter eines ausgedehnten Verwendungsbereichs der Mundart hingegen können beruhigt ins nächste Jahrhundert blicken.

Ob diese dritte Mundartwelle je ein Ende gefunden hat, war bis Ende des Jahrtausends ungeklärt: „Ihre Wirkung hält unvermindert an“ (RIS 1980, 121) bzw. „for many people this *Mundartwelle* has not ended“ (RASH 1998, 76; Hervorhebung im Original).

In den letzten rund 15 Jahren wurde die Diskussion um die Rolle der beiden Varietäten Dialekt und Schweizer Standarddeutsch in der Deutschschweiz denn auch in der Öffentlichkeit mit einer gewissen Vehemenz geführt. Die folgenden ausgewählten Schlagzeilen aus Schweizer Zeitungen und von der Webseite des Schweizer Radios und Fernsehens bilden die Zuspitzung dieser Diskussion seit 2010 ab:

> 16.10.2010, Tages-Anzeiger
> *Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon, das ist Kitsch!*
>
> 22.10.2010, Tages-Anzeiger
> *Ein „Grüzzi, grüzzi“ verbitten wir uns*
>
> 29.06.2011, Neue Zürcher Zeitung
> *Dialekt und Hochdeutsch nicht gegeneinander ausspielen*
>
> 06.03.2013, Tages-Anzeiger
> *Schweizerdeutsch im Tram gefordert*
>
> 28.07.2014, Neue Zürcher Zeitung
> *Gespräch zur Konjunktur des Dialekts in der Deutschschweiz. „Schweizerdeutsch ist nicht minderwertig“*
>
> 01.09.2014, Schweizer Radio und Fernsehen
> *Mundart boomt: Aber welli eigentlich gnau?*

3 Laut RIS (1980, 121) ist diese „mit einer von Bern ausgehenden Neuentdeckung des Dialekts als Literatursprache“ verbunden.

14.03.2015, Schweizer Radio und Fernsehen
*Helvetismen stinken nach Stall – oder riechen nach Heimat?*

30.11.2016, Der Bund
*Dieses bäurische Hochdeutsch*

28.02.2017, Neue Zürcher Zeitung
*Ein Lob auf die Helvetismen*

30.09.2017, NZZ am Sonntag
*Mundart ist mehr als Sprache des Herzens*

Es ist fraglich, ob sich die neusten Diskussionen um den Stellenwert des Dialekts – und gleichzeitig der deutschen Standardsprache – tatsächlich unter dieser dritten Mundartwelle subsumieren lassen, die demnach seit bald 50 Jahren um sich greifen würde. Wenn es sich hierbei nach wie vor um die dritte Mundartwelle handelt, stellt die aktuelle Situation einen neuen Höhepunkt der Welle dar, nachdem diese zwischenzeitlich wieder etwas abgeflacht war, sind doch die Diskussionen in den vergangenen fünfzehn Jahren teils von ausserordentlicher Intensität. Allenfalls breitet sich hier aber auch eine vierte Mundartwelle aus, die – im Gegensatz zur dritten – wiederum durch ein „sprachpolitisches Bedürfnis für betonte Abgrenzung" (wie HAAS es 1998 nannte) geprägt ist. Jedoch handelt es sich dieses Mal nicht nur um Abgrenzung gegen aussen – gegenüber Deutschland –, sondern gleichzeitig auch gegen innen: Seit am 1. Juni 2002 das Personenfreizügigkeitsabkommen der Schweiz mit der Europäischen Union in Kraft getreten ist (vgl. EDA, Direktion für europäische Angelegenheiten DEA 2017), hat die Zuwanderung von deutschen Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern in die Schweiz stark zugenommen: Die Zahl deutscher Staatsangehöriger in der Schweiz hat sich seit 2002 mehr als verdoppelt (von 126'084 im Jahr 2002 auf 303'525 im Jahr 2016, vgl. Bundesamt für Statistik 2018a), wobei der Anstieg kontinuierlich verlief. Derzeit beträgt der Anteil Deutscher an der Schweizer Gesamtbevölkerung 3.6 %; sie bilden nach den Italienerinnen und Italienern die zweitgrösste Ausländergruppe in der Schweiz (14.4 % der ausländischen Wohnbevölkerung, vgl. Bundesamt für Statistik 2018a). Für Teile der Deutschschweizer Bevölkerung spielt also erneut das Bedürfnis nach Abgrenzung gegenüber den Deutschen im In- und Ausland sowie – damit zusammenhängend, aber nicht alleine davon ausgelöst – die Rückbesinnung auf die Deutschschweizer Identität eine Rolle. Für beides eignet sich der Dialekt, das Schweizerdeutsche, bestens als Symbol:

> Der Dialekt macht die Deutschschweizer anders nach aussen und gleich nach innen. […] Psychologisch gesehen spielt er für unsere Identität eine grosse Rolle. Wenn wir den Dialekt nicht hätten, wären wir ja Deutsche!

So äusserte sich der Historiker THOMAS MAISSEN anfangs 2014 in einem Interview (BÜTTNER 2014).

Die gegenwärtigen Diskussionen[4] zeigen die grosse Bedeutung des Dialekts für die Deutschschweizer Identität denn auch wieder exemplarisch auf.[5] Wie sich eine spezifische Berufsgruppe von Deutschschweizer Sprachbenutzerinnen und -benutzern in dieser aktuellen Situation sprachlich verhält und welche Bedeutung der Dialekt, aber auch Standarddeutsch für sie insbesondere in ihrem beruflichen Alltag spielt, wird in dieser Studie untersucht.

## 1.2 DIALEKT UND STANDARDDEUTSCH BEI DEUTSCHSCHWEIZER PFARRPERSONEN

Gegenstand der vorliegenden Untersuchung bilden also der Sprachgebrauch und die Spracheinstellungen in der Deutschschweiz: Wie gehen Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer mit den ihnen verfügbaren Varietäten des Deutschen – Schweizerdeutsch und Standarddeutsch – zu Beginn des 21. Jahrhunderts um, wie setzen sie diese insbesondere in der Mündlichkeit ein und welche Spracheinstellungen haben sie gegenüber den verschiedenen Varietäten des Deutschen, mit denen sie in Berührung kommen?

Diesen Fragen wird am Beispiel einer Gruppe von Deutschschweizer Berufssprecherinnen und Berufssprechern nachgegangen, nämlich Pfarrpersonen der evangelisch-reformierten sowie der römisch-katholischen Landeskirche. Mit dem Terminus „Pfarrpersonen“ werden in der vorliegenden Untersuchung Pfarrerinnen und Pfarrer der reformierten Kirche bezeichnet sowie – begrifflich etwas übergeneralisierend – Priester der katholischen Kirche[6]. Der Fokus der Studie liegt auf autochthonen Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern.[7]

4 In den vergangenen Jahren erschien eine Vielzahl von Artikeln in verschiedenen Deutschschweizer Print- und Onlinemedien zum Thema „Sprache(n) in der Deutschschweiz und Deutsche in der Deutschschweiz“ (vgl. z. B. FORSTER 2013, HÄTTENSCHWILER 2014, VON MATT 2010, WIDMER 2010, WYSS 2010, ZWEIFEL 2010, 2012a, 2012b, 2013, WERLEN 2015). Ausserdem führt beispielsweise der Tages-Anzeiger online verschiedene Dossiers zum Thema (neu heissen diese nicht mehr „Dossier“, sondern „Stichwort“), in denen diverse Artikel zu einem Themenbereich gesammelt werden: „Deutsche in Zürich“ [40 Artikel, <http://www.tagesanzeiger.ch/stichworte/stichwort/ereignis-i/deutsche-in-zuerich/s.html>, Stand: 20.02.2018] bzw. „Deutsche in der Schweiz“ [33 Artikel sowie eine Bildstrecke, <http://www.tagesanzeiger.ch/stichworte/stichwort/inhalt-2/deutsche-in-der-schweiz/s.html>, Stand 20.02.2018] sowie „Schweizerdeutsch-Debatte“ [25 Artikel, <http://www.tagesanzeiger.ch/kultur/diverses/ereignis-i/schweizerdeutsch-debatte/s.html>, Stand: 20.02.2018], wobei die einzelnen Artikel in verschiedenen Dossiers auftauchen können.

5 Die Diskussionen um den Stellenwert bzw. den Umgang mit den beiden Varietäten ist aber kein auf die 2010er Jahre beschränktes Phänomen. KROPF (1986, 3) erwähnt Ähnliches in Bezug auf die 1980er Jahre.

6 In der katholischen Kirche sind nur diejenigen Priester Pfarrer, die die Leitung einer Gemeinde innehaben.

7 Im Rahmen eines Exkurses werden Einblicke in den intendierten Sprachgebrauch von allochthonen Pfarrpersonen in der Deutschschweiz gewährt (vgl. Kap. 9.10). Als „allochthon“ werden in der vorliegenden Studie – der Definition von CHRISTEN et al. (2010, 17) folgend – Personen bezeichnet, die keinen Deutschschweizer Dialekt sprechen. Ihre Erstsprache ist also

Die Untersuchung dieser spezifische Berufsgruppe lohnt sich aus verschiedenen Gründen: Sprache ist das Berufswerkzeug Nummer eins für diese Sprecherinnen und Sprecher, sie kommen damit in beiden medialen Kontexten, schriftlich und mündlich, täglich in Kontakt (z. B. in der Seelsorge, im kirchlichen Unterricht, in der Gottesdienstvorbereitung, im persönlichen Bibelstudium etc.). Als ausgebildete Theologinnen und Theologen sind sie den kritischen Umgang mit Sprache gewohnt; sie sind sprachbewusste und -affine Menschen, bilden doch Kenntnisse in drei alten Sprachen (Latein, Altgriechisch, Hebräisch) die Voraussetzung für ein erfolgreiches Studium. Pfarrpersonen sind aber auch Akademikerinnen und Akademiker mit Bodenhaftung: Ihre Arbeit zwingt sie dazu, ihr theologisches Fachwissen für die breite Bevölkerung herunterzubrechen. Innerhalb der (christlichen) Bevölkerung kann ihnen durchaus eine gewisse Vorbildfunktion bezüglich Sprache und ihrer Verwendung zugesprochen werden: Pfarrerinnen und Pfarrer können – obwohl sie gesellschaftlich in den vergangenen Jahren an Prestige verloren haben[8] – als Modellsprecher/-innen des Standarddeutschen (vgl. dazu AMMONS „Soziales Kräftefeld einer Standardvarietät", AMMON 1995, 80) bezeichnet werden.

Der Blick auf diese spezielle Bevölkerungsgruppe und damit hinein in die Deutschschweizer Kirchen ist aber nicht nur wegen der Rolle von Pfarrpersonen als sprachliches Vorbild von Interesse: Eine Untersuchung des Sprachgebrauchs und der Spracheinstellungen von Pfarrerinnen und Pfarrern in der Deutschschweiz bietet sich insbesondere auch deshalb an, weil die Kirche traditionell einen der Kontexte darstellt, in denen sogenannter „situationsinduzierter Standardgebrauch" (vgl. CHRISTEN et al. 2010, 13–14 und Kap. 2.2.2) vorkommt, wo der Gebrauch von Standarddeutsch institutionalisiert ist. Die oben angesprochenen Entwicklungen haben aber dazu geführt, dass der Dialekt vermehrt Domänen einnimmt, die ursprünglich der Standardsprache vorbehalten waren, darunter auch die Kirchen der Deutschschweiz. Es stellt sich also die Frage, wie sich die Situation in den Deutschschweizer Kirchen in den 2010er Jahren präsentiert.

Die Frage der Sprachformenwahl in Kirchen der Deutschschweiz lässt sich nicht getrennt von allgemeinen Entwicklungen in der Bevölkerung betrachten: „Die Kirche war und ist von diesen sprachlichen Veränderungen [= Mundartwellen; S.O.] ebenso selbstverständlich mitbetroffen wie jeder andere gesellschaftliche Teilbereich" (RÜEGGER / SCHLÄPFER / STOLZ 1996, 74), allenfalls mit einiger zeitlicher Verzögerung: „Der institutionell-kirchliche Sprachgebrauch hinkt der gesamtgesellschaftlichen Sprachentwicklung um einige Jahre oder Jahrzehnte hinterher." (RÜEGGER / SCHLÄPFER / STOLZ 1996, 120) Ein Blick hinter die Kirchen-

entweder nicht Deutsch oder sie sind deutschsprachig, verfügen aber über keine muttersprachliche Kompetenz in einem Deutschschweizer Dialekt.

8 Vgl. die Daten für Deutschland (Institut für Demoskopie Allensbach 2013), die zeigen, dass der Beruf „Pfarrer/Geistlicher" im Jahr 2013 zwar noch an sechster Stelle der Berufe genannt wird, vor denen die Befragten am meisten Achtung haben (29 % im Vergleich zu 76 % für „Arzt"), aber im Vergleich zu den Neunzigerjahren klar an Ansehen eingebüsst hat (1995: 42 %). Für die Schweiz liegen keine vergleichbaren Studien vor, die Zahlen können aber – mit einer gewissen Vorsicht betreffend genaue Werte – wohl in der Tendenz übertragen werden.

mauern verspricht interessante Erkenntnisse zum Verhältnis von Dialekt und Standarddeutsch in diesem spezifischen Gebrauchskontext.

Neben dem *tatsächlichen* Sprachgebrauch bilden die Spracheinstellungen der Pfarrerinnen und Pfarrer in der vorliegenden Studie einen zweiten Schwerpunkt: Konkret sollen die Einstellungen gegenüber Dialekt und Standarddeutsch sowie der *intendierte* Sprachgebrauch der Pfarrpersonen untersucht werden. Dafür wird der Blick über den engen Raum der Kirche hinaus geweitet und der öffentliche Diskurs (mit-)einbezogen, indem die Einstellungen von Pfarrpersonen zu aktuellen Fragen bezüglich der Varietätenverteilung in der Deutschschweiz ermittelt werden. Dies ist legitim und nötig: Die Frage nach dem Umgang mit den beiden Varietäten Schweizerdeutsch und Standarddeutsch in der Deutschschweiz ist, wie bereits gezeigt, seit geraumer Zeit (wieder) Thema einer sehr breiten Öffentlichkeit; die Diskussion wird letztlich auch von den Einstellungen der Bevölkerung gegenüber den beiden Sprachformen bestimmt. Pfarrerinnen und Pfarrer sind Teil der Deutschschweizer Sprachgemeinschaft und somit potentielle Mitgestalterinnen und -gestalter des Diskurses um die Bedeutung von Dialekt und Standarddeutsch. In ihrer beruflichen Funktion kommt ihnen sicherlich eine aktive Rolle bei der Gestaltung zu.

Die Untersuchung fokussiert dabei auf Pfarrerinnen und Pfarrer der reformierten Kirche, da sie in der sprachlichen Gestaltung der Gottesdienste mehr Freiheiten geniessen als ihre katholischen Kollegen (vgl. dazu die Ausführungen in Kap. 3.1). Sowohl die Analyse der Sprachgebrauchs- als auch jene der Spracheinstellungsdaten stützt sich hauptsächlich auf die Daten von reformierten Pfarrpersonen aus fünf verschiedenen Deutschschweizer Kantonen. Ergänzend werden aber auch die Varietätenwahl und die Einstellungen von sechs Priestern analysiert.

## 1.3 THEORETISCHE EINBETTUNG

Die vorliegende Untersuchung bietet eine Verknüpfung linguistischer Fragestellungen mit Fragen, die für Theologinnen und Theologen von Relevanz sind. Sprache ist für die (praktische) Theologie und insbesondere für den Pfarrberuf unverzichtbar. Die Botschaft der Bibel wird durch Sprache verkündet. Sprache ermöglicht erst die Interaktion mit der Gemeinde, den Menschen. In der Deutschschweiz haben die Pfarrerinnen und Pfarrer bei der Ausübung ihres Berufs dabei die „Qual der Wahl" zwischen zwei Varietäten.

Die Studie leistet einen Beitrag zur Diskussion über die adäquate linguistische Beschreibung der spezifischen Sprachsituation der Deutschschweiz. Die Debatte über die passende terminologische (und damit bis zu einem gewissen Grad auch ideologische) Charakterisierung bewegt sich (grösstenteils) zwischen Diglossie und Bilingualismus (vgl. dazu Kap. 2.4). Um die Frage beantworten zu können, welches Modell passender ist, muss in erster Linie der authentische – sowohl mündliche wie auch schriftliche – Sprachgebrauch von autochthonen Deutschschweizer Sprecherinnen und Sprechern herangezogen werden. Letztlich bildet dieser die Entscheidungsbasis dafür, ob die Deutschschweiz eher mit Diglossie oder mit Bilingualismus passender beschrieben wird. Wie in der Folge detailliert ausgeführt wird, spie-

len aber auch die Spracheinstellungen der Deutschschweizer Bevölkerung eine gewisse Rolle für diese Entscheidung, da die Frage, ob Standarddeutsch als Teil der eigenen Sprache oder als (eine Art) Fremdsprache eingeschätzt wird, im Bilingualismusmodell relevant ist. Inwiefern bei der entsprechenden Einordnung des Standarddeutschen vonseiten der Sprecherinnen und Sprecher auch ein Bewusstsein für die Plurizentrizität des Standarddeutschen von Bedeutung ist, wird in der Untersuchung ebenfalls thematisiert.

Der Fokus der Untersuchung des Sprachgebrauchs liegt auf Wechseln zwischen den beiden Varietäten Dialekt und Standarddeutsch. Die theoretische Einordnung dieses Phänomens geschieht vor dem Hintergrund der soziopragmatischen Perspektive von Code-Switching, wonach dieses als Kontextualisierungshinweis dient und ihm funktionale Bedeutung zukommt. Für die Varietätenwechsel vom Standarddeutschen in den Dialekt wird eine Einteilung in Abhängigkeit des soziopragmatischen Gewichts vorgeschlagen, wie sie für die Wechsel in die umgekehrte Richtung bereits vorliegt (vgl. CHRISTEN et al. 2010).

Für die Analyse des zweiten Schwerpunktes, der Spracheinstellungen, wird auf den kontextsensitiven Ansatz zur Einstellungserforschung zurückgegriffen, mithilfe dessen die Vielschichtigkeit von Spracheinstellungen adäquat beschrieben werden kann. Die eindimensionale Interpretation von Spracheinstellungen bzw. Spracheinstellungsäusserungen in der bisherigen Forschung zur Deutschschweiz hat die ausgeprägte Ausbildung von (positiven wie negativen) Stereotypen zu den beiden Varietäten Dialekt und Standarddeutsch eher unterstützt. Die vorliegende Untersuchung leistet einen Beitrag zur Aufschlüsselung von bisher als widersprüchlich taxierten Einstellungen und stellt einen Versuch dar, die Vielschichtigkeit von Spracheinstellungen aufzuzeigen und zu interpretieren.

Objektive und subjektive Sprachdaten werden in dieser Untersuchung als grundsätzlich eigenständige Datenkategorien angesehen. Sie werden in einem ersten Schritt auch unabhängig voneinander analysiert und interpretiert. Dieser Ansatz schliesst aber die Analyse möglicher Wechselwirkungen der beiden Datenarten – im Sinne von Übereinstimmungen bzw. auch Inkonsistenzen – explizit nicht aus: Eine diesbezügliche Interpretation der Daten ist Teil der Studie (vgl. Kap. 11).

## 1.4 FORSCHUNGSFRAGEN

Die folgenden Themenbereiche und konkreten Forschungsfragen stehen im Zentrum der Untersuchung:

– *Vorschriften der Kantonalkirchen/Bistümer*: Gibt es vonseiten der reformierten Kantonalkirchen bzw. der katholischen Bistümer oder allenfalls der Kirchgemeinden und Pfarreien Vorschriften bezüglich der Sprachform, die im Gottes-

dienst, bei Kasualien[9] oder im konfessionellen Unterricht zu verwenden ist? Falls ja, wie lauten diese? (Kap. 7)

- *Tatsächlicher Varietätengebrauch im Sonntagsgottesdienst*: Welche Varietät(en) wird (werden) in den Gottesdiensten verwendet? An welchen Stellen im Gottesdienst finden allfällige Varietätenwechsel zwischen Dialekt und Standarddeutsch statt? Lassen sich diese kategorisieren? Welche Schlüsse lassen sich aus den Resultaten in Bezug auf die linguistische Beschreibung der Deutschschweizer Sprachverhältnisse ziehen? (Kap. 8)
- *Intendierter Varietätengebrauch im Berufsalltag*: Welche Varietäten verwenden Pfarrerinnen und Pfarrer der evangelisch-reformierten und der römisch-katholischen Landeskirche in der Deutschschweiz gemäss eigenen Aussagen in ihrem Berufsalltag: in Gottesdiensten, im Religionsunterricht, für Kasualien, für Seelsorgegespräche? Welche Entscheidungsfaktoren führen sie für die Varietätenwahl in ihren Gottesdiensten an? (Kap. 9)
- *Dialektvorlagen*: Welche Rolle spielen Dialektlieder und Dialektbibeln in den Gottesdiensten? Welche Dialektvorlagen werden verwendet? Welche Bedeutung hat die dialektale Vielfalt der Dialektvorlagen für deren Verwendung? (Kap. 9.6)
- *Einstellungen*: Welche Spracheinstellungen haben Pfarrerinnen und Pfarrer dem Dialekt und dem Standarddeutschen („Hochdeutschen“)[10] gegenüber? Wie positionieren sich Pfarrpersonen bezüglich Einstellungen gegenüber Dialekt und Standarddeutsch innerhalb der Deutschschweizer Sprachgemeinschaft? Lassen sich ihre Einstellungen mit den in der bisherigen Forschung erhobenen Einstellungen von Deutschschweizer Personen vergleichen? Besteht zwischen den geäusserten Einstellungen und dem Sprachverhalten ein Zusammenhang? (Kap. 10 und 11)
- *Ausbildung*: Welche Rolle spielt die Sprachformenfrage in der Aus- und Weiterbildung der Pfarrerinnen und Pfarrer in der Deutschschweiz? (Kap. 9.8)

Um diese Forschungsfragen zu beantworten, wurden mittels verschiedener Methoden Sprachgebrauchs- und Spracheinstellungsdaten, also objektive und subjektive Daten, von Pfarrerinnen und Pfarrern in der Deutschschweiz erhoben. Die Resultate zeigen, wo der kirchliche Sprachgebrauch heute steht, ob ihn die jüngste Mundartwelle definitiv erreicht hat oder ob Faktoren wie die Zuwanderung von Fremd-

9 „Als Kasualien oder als Amtshandlungen werden die liturgisch geordneten kirchlichen Handlungen mit Ausnahme des sonntäglichen Gottesdienstes bezeichnet. Im Unterschied zum Gottesdienst werden die kasuellen Feiern nicht an regelmäßig wiederkehrenden Daten des Kalender- oder Kirchenjahres, sondern aus einem bestimmten Anlaß abgehalten. Sie beziehen sich auf eine einmalige und einzigartige Situation (Kasus) im Leben des einzelnen Christen oder im Lebenszusammenhang der christlichen Gemeinschaft.“ (STECK 1988, 673) Es handelt sich also beispielsweise um Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen.

10 In dieser Studie wird der Terminus „Standarddeutsch“ für die Beschreibung der in der Deutschschweiz verwendeten Standardvarietät verwendet. Wo auf die subjektiven Meinungen von Sprecherinnen und Sprechern eingegangen wird, wird der Terminus „Hochdeutsch“ verwendet. Zudem wird er benutzt, wenn in den zitierten Quellen von „Hochdeutsch“ die Rede ist.

sprachigen bzw. Deutschen in die Deutschschweiz einen Gegenpol zur Ausbreitung des Dialekts bilden, sodass die Entwicklung in die andere Richtung – in Richtung eines vermehrten Standardgebrauchs – geht.[11]

## 1.5 AUFBAU DER VORLIEGENDEN UNTERSUCHUNG

Die vorliegende Untersuchung besteht aus einem theoretischen Teil, der die Kapitel 2 bis 6 umfasst, einem empirischen Teil mit den Kapiteln 7 bis 11 sowie dem abschliessenden Kapitel 12.

In Kapitel 2 wird ein Blick auf die Deutschschweizer Sprachsituation geworfen. Dabei wird zunächst beschrieben, wie sich die Verwendung der beiden Sprachformen in Mündlichkeit und Schriftlichkeit präsentiert. Anschliessend werden die wichtigsten theoretischen Konzepte bezüglich der spezifischen Sprachsituation vorgestellt.

Kapitel 3 ist der Betrachtung des Untersuchungsgegenstands, Dialekt und Standarddeutsch in den Deutschschweizer Landeskirchen, gewidmet. Dafür werden zuerst in aller Kürze die beiden untersuchten Landeskirchen charakterisiert, um anschliessend auf das Untersuchungsgebiet der vorliegenden Studie einzugehen. Der Ablauf von reformierten und katholischen Gottesdiensten wird vorgestellt, bevor der aktuelle Forschungsstand betreffend die Varietätenverwendung und -einschätzung in den Kirchen der Deutschschweiz sowohl aus linguistischer wie auch theologischer Sicht referiert wird. Den Abschluss des Kapitels bildet eine Beschreibung der wichtigsten dialektalen Vorlagen, die für den Gebrauch im Gottesdienst beider Kirchen verfügbar sind.

In Kapitel 4 wird das theoretische Fundament gelegt, um die im Sprachgebrauch von Pfarrpersonen auftretenden Varietätenwechsel zu klassifizieren: Obwohl der Terminus Code-Switching lange nur für Wechsel zwischen zwei verschiedenen Sprachen eingesetzt wurde, zeigt die neuere Forschung, dass dieser sich ausgezeichnet eignet, um auch Wechsel zwischen Dialekt und Standarddeutsch in der Deutschschweiz einzuordnen. Es wird in diesem Kapitel im Speziellen auf die soziopragmatische Perspektive von Code-Switching eingegangen.

Um die theoretische Fundierung für die Spracheinstellungsuntersuchung geht es in Kapitel 5. In diesem Zusammenhang wird aufgezeigt, dass in der modernen Soziolinguistik ein kontextsensitiver Ansatz zur Einstellungserforschung verfolgt wird, mithilfe dessen versucht wird, der Vielschichtigkeit der Spracheinstellungen gerecht zu werden. Ein Überblick über ausgewählte Spracheinstellungsstudien für die Deutschschweiz in diesem Kapitel bildet ab, dass das Bild der Spracheinstellungen der Deutschschweizer Bevölkerung von einer Vielzahl von Stereotypen geprägt ist. Ausserdem wird deutlich gemacht, worin die Problematik bisheriger

11 Auf eine diachrone Betrachtung muss in der vorliegenden Untersuchung weitgehend verzichtet werden, da keine vergleichbaren Daten vorhanden sind. Wo Hinweise auf den Sprachgebrauch von Pfarrpersonen aus der Literatur verfügbar sind, werden diese in die Untersuchung eingeflochten.

Spracheinstellungserhebungen in der Deutschschweiz besteht und wie dieser in der vorliegenden Untersuchung begegnet wird.

Den theoretischen Teil der Studie schliesst eine Beschreibung des Korpus und der verwendeten Methoden in Kapitel 6 ab.

Im ersten Kapitel des empirischen Teils, Kapitel 7, stehen die Sprachregelungen in der reformierten und katholischen Kirche im Zentrum. Dabei wird zunächst ein Blick auf bestehende Regelungen in den Kirchen geworfen. Anschliessend werden die Antworten auf eine briefliche Umfrage bei beiden Landeskirchen präsentiert. Die Einschätzungen der Pfarrpersonen die Sprachregelungen betreffend ergänzen die Ergebnisse.

Dem tatsächlichen Sprachgebrauch der Deutschschweizer Pfarrpersonen im Sonntagsgottesdienst ist Kapitel 8 gewidmet. Die Analyse der Gottesdienstaufnahmen hinsichtlich verwendeter Varietäten und auftretender Varietätenwechsel wird für die reformierten und katholischen Gottesdienste getrennt vorgenommen.

Die Varietätenwahl aus Sicht der Pfarrpersonen selbst sowie mögliche Einflussfaktoren auf die Wahl der Sprachform werden in Kapitel 9 dargestellt. Es handelt sich um das erste von zwei Kapiteln, in denen subjektive Daten analysiert werden.

In Kapitel 10 werden die Spracheinstellungen der Pfarrerinnen und Pfarrer zu Dialekt und Standarddeutsch untersucht und diskutiert.

Eine Synopse aller Resultate in Kapitel 11 sowie eine Zusammenfassung und ein Ausblick in Kapitel 12 schliessen die Untersuchung ab.

# I THEORETISCHER HINTERGRUND

# 2 DIE DEUTSCHSCHWEIZER SPRACHSITUATION: SPRACHFORMEN UND KONZEPTE

Die Schweiz verfügt offiziell über vier Landessprachen: Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch (Bundesverfassung 1999, Art. 4 „Landessprachen").[12] Deutsch ist die dominierende Landessprache der Schweiz, sie wird im Jahr 2016 von 72.3 % der ständigen Schweizer Wohnbevölkerung mit Schweizer Staatsangehörigkeit gesprochen, in absoluten Zahlen sind dies 3,8 Millionen Sprecher/-innen (vgl. Bundesamt für Statistik 2018d).[13] Die vier Landessprachen verteilen sich nicht gleichmässig über die Schweiz: Die Viersprachigkeit ist ein Charakteristikum des Bundes, jedoch nicht der 26 Schweizer Kantone[14]. Diese sind mehrheitlich einsprachig – davon 17 deutschsprachige, vier französischsprachige, ein italienischsprachiger –, teils zweisprachig (Bern, Freiburg, Wallis), und nur einer ist offiziell dreisprachig (Graubünden: Deutsch, Rätoromanisch, Italienisch).

Die Viersprachigkeit beschreibt zudem die Sprachsituation in der Schweiz nur adäquat, wenn man ausschliesslich die offiziellen Landessprachen in Betracht zieht: Betrachtet man die Anzahl Sprecher/-innen von Nichtlandessprachen, stellt man eine markante Zunahme derselben von 0.7 % im Jahr 1950 auf 8.5 % im Jahr 2000[15] fest: „Die Schweiz ist von einem viersprachigen zu einem vielsprachigen Land geworden." (SIEBER 2010, 373)

In der Deutschschweiz sind zwei Varietäten des Deutschen präsent: Schweizerdeutsch[16] einerseits, Standarddeutsch andererseits. Die Deutschschweizer Sprach-

12 Deutsch, Französisch und Italienisch sind gleichzeitig „Amtssprachen des Bundes". Rätoromanisch hält den Status der Amtssprache nur „im Verkehr mit Personen rätoromanischer Sprache" (Bundesverfassung 1999, Art. 70 „Sprachen").

13 Der Anteil des Französischen als Hauptsprache liegt bei 23.7 % (1,25 Millionen), derjenige des Italienischen bei 6.2 % (329'361) und derjenige des Rätoromanischen bei 0.7 % (35'581). Nichtlandessprachen werden von 9.5 % (589'916) der Bevölkerung schweizerischer Nationalität als Hauptsprache gesprochen. Betrachtet man die gesamte Wohnbevölkerung, liegt der Anteil des Deutschen bei 63.5 %, des Französischen bei 22.9 %, des Italienischen bei 8.5 % und des Rätoromanischen bei 0.5 %. Die Nichtlandessprachen machen 21.9 % aus (vgl. Bundesamt für Statistik 2018d).

14 Die Schweiz besteht aus 26 Kantonen. Sechs davon (Basel-Stadt und Basel-Landschaft, Nidwalden und Obwalden, Appenzell-Ausserrhoden und Appenzell-Innerrhoden) wurden in der alten Bundesverfassung (gültig bis 1999) als „Halbkantone" bezeichnet (Bundesverfassung 1874, Art. 72, 73, 123). In der neuen Verfassung (Bundesverfassung 1999) kommt der Begriff nicht mehr vor, er wird aber beispielsweise vom Bundesamt für Statistik noch verwendet (Bundesamt für Statistik 2018b).

15 Die aktuellen Zahlen sind mit jenen vor dem Jahr 2000 nicht vergleichbar, da ab 2000 in der Strukturerhebung mehrere Hauptsprachen angegeben werden konnten. Der Anteil der Nichtlandessprachen hat von 2000 zu 2016 stark zugenommen. Vgl. zu den Zahlen Fussnote 13.

16 Vgl. Fussnote 2.

situation zeichnet sich durch „die *ständige Präsenz*“ dieser zwei Varietäten aus (SIEBER 2013, 108; Hervorhebung im Original). Die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer sind „zweisprachig innerhalb der eigenen Sprache“, wie es einst der Schweizer Schriftsteller HUGO LOETSCHER (1986, 28) prägnant auf den Punkt brachte. Dabei handelt es sich nicht um ein *Miteinander* von Dialekt und Standarddeutsch, sondern eher um ein *Nebeneinander* der beiden Sprachformen, wie im Folgenden klar werden wird. Eine erste – sehr deutliche – Annäherung an dieses Nebeneinander bildet die Beschreibung SIEBERS (2010, 374): „In der Deutschschweiz *schreibt man – prinzipiell Standardsprache, und man spricht – ebenso prinzipiell – die Mundarten*.“ [Hervorhebung im Original]

Im Folgenden wird die Sprachsituation in der Deutschschweiz genauer beschrieben. Dabei werden zunächst die Termini Schweizerdeutsch und Standarddeutsch besprochen und die Verwendung dieser beiden Varietäten in Mündlichkeit und Schriftlichkeit beleuchtet. Anschliessend wird auf Mischphänomene zwischen Dialekt und Standarddeutsch eingegangen, bevor die terminologische Diskussion wiedergegeben wird, die seit Jahren geführt wird und sich zwischen dem Diglossie- und dem Bilingualismus-Begriff bewegt. Es wird in diesem Zusammenhang aber auch ein dritter Vorschlag gezeigt. Schliesslich wird das Konzept der Plurizentrizität mit Fokus auf die Deutschschweiz diskutiert.

## 2.1 SCHWEIZERDEUTSCH

Der Terminus „Schweizerdeutsch“ dient nicht, wie es scheinen könnte, der Bezeichnung eines einheitlichen Dialekts, der von allen Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern gesprochen wird, sondern ist ein Oberbegriff für die Vielzahl kleinräumiger dialektaler Varietäten in der Deutschschweiz, die fast ausnahmslos dem Hochalemannischen und dem Höchstalemannischen zugeordnet werden (die Mundart der Stadt Basel ist niederalemannisch, die Mundart von Samnaun im Kanton Graubünden wird den südbairisch-tirolischen Dialekten zugeordnet[17], vgl. zur Dialekteinteilung SONDEREGGER 2003, 2838–2839). „Schweizerdeutsch“ wird in der Deutschschweiz synonym verwendet mit „Dialekt“ oder „Mundart“: Der Deutschschweizer spricht „Schwiizerdüütsch“, „Dialekt“ oder „Mundart“ und meint damit meist seine eigene dialektale Varietät. Diese dialektalen Varietäten sind in der Regel aber nicht verbindlich kodifiziert.[18]

Eine grobe dialektale Einteilung der Deutschschweiz aufgrund von Nord-Süd- und Ost-West-Gegensätzen in vier Regionen ist möglich (vgl. HOTZENKÖCHERLE 1984), dabei wird der Ost-West-Gegensatz heute als wichtigere Dialektgrenze erachtet (vgl. HAAS 2000, 63), eine kleinräumigere Einteilung der Dialekte ist indessen durchaus sinnvoll. Zählen lassen sich die verschiedenen Dialekte aber nicht:

17 Diese Einschätzung basiert jedoch auf über 90 Jahre alten Daten, vgl. OBERHOLZER (2016) für ein aktuelles Projekt zur dialektalen Einordnung der in Samnaun gesprochenen Varietät(en).

18 Es gibt aber diverse Dialektwörterbücher, für eine Auflistung vgl. Schweizerisches Idiotikon (2014).

> […] wie viele Mundarten es aber gibt, das weiss auch der Schweizer nicht zu sagen. Gewöhnlich benennt er seine Mundart nach dem Herkunftskanton, was für eine ungefähre Charakterisierung genügen mag. (HAAS 2000, 60)

Die Vielzahl an Dialekten verhindert jedoch im Normalfall die sprachliche Verständigung nicht: Jeder spricht seinen Dialekt – AMMON (1995, 294) benützt für diese Art der Kommunikation den Terminus „polydialektaler Dialog" –, im Fall der höchstalemannischen Dialektsprecher allenfalls mit geringfügigen Anpassungen (vgl. dazu z. B. KOLDE 1981, 69–70, MATTER / ZIBERI 2001, MATTER / WERLEN 2004, WERLEN 2005, WERLEN 2006). Die rezeptive Sprachkompetenz der Deutschschweizer/-innen in Bezug auf andere Schweizer Dialekte ist sehr hoch, weil sich einerseits durch die (in den letzten Jahren verstärkte) berufliche Mobilität Dialektkontakte ergeben und andererseits sowohl das staatliche Fernsehen als auch das staatliche Radio Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus allen Dialektregionen der Deutschschweiz beschäftigen, sodass sich Deutschschweizer/-innen beim täglichen Medienkonsum gezwungenermassen rezeptiv mit der Dialektvielfalt auseinandersetzen müssen[19]. Die Mobilität der Deutschschweizer kann aber auch zu Dialektanpassungen der Zugezogenen führen, wobei man zwischen langfristiger und kurzfristiger Akkommodation unterscheiden muss. CHRISTEN (2000, 35) nennt – der Terminologie HOFERS (1997) folgend – dialektal flexible Sprecher/-innen (etwas plakativ) „Chamäleons", Sprecher/-innen, die dialektal stabil (sowohl kurz- als auch langfristig) sind, werden von ihr als „Fossilien" bezeichnet.[20]

### 2.1.1 Dialekt als Sprachform der Mündlichkeit

Schweizerdeutsch ist in der Deutschschweiz die Sprachform für die alltägliche Kommunikation, „*die unstrittig normale mündliche Sprachform der informellen Situation – die deutschschweizerische Umgangssprache*" (SIEBER 2010, 374; Hervorhebung im Original).[21] Der Terminus „Umgangssprache" ist allerdings nicht unproblematisch, bezeichnet dieser doch in Deutschland und Österreich die Sprachform(en) zwischen den Polen Dialekt und Standardsprache, die es in der Schweiz in dieser Form nicht gibt (vgl. z. B. AMMON 1995, 289–290). In der Schweiz gibt es nur „entweder – oder":

> Der Deutschschweizer spricht Mundart *oder* Standardsprache, und jeder Deutschschweizer kann unterscheiden, ob sein Gesprächspartner gerade Mundart oder Standardsprache spricht. (SIEBER 2010, 374)[22]

19 Zum Gebrauch der Varietäten im Radio vgl. RAMSEIER (1988), BURRI et al. (1995) und GEIGER et al. (2006).

20 Zum Thema Dialektanpassung in der Deutschschweiz vgl. z. B. CHRISTEN (1997, 2000a, 2010), WERLEN et al. (2002), OBERHOLZER (2012).

21 Als die „Sprache des alltäglichen Umgangs" bezeichnen AMMON / BICKEL / LENZ (2016, L) die Deutschschweizer Dialekte.

22 Trotz klarer Trennung der beiden Varietäten sind Mischphänomene möglich, vgl. dazu Kap. 2.3.

Eine (oder mehrere) Zwischenstufe zwischen den beiden Polen existiert in der Deutschschweiz nicht, es handelt sich also in keinem Fall um eine Sprachsituation mit Kontinuum zwischen Dialekt und Standardsprache (wie in Süddeutschland oder Österreich[23]), sondern um eine diglossische (oder allenfalls bilinguale, vgl. die Diskussion in Kap. 2.4) Situation.

„Der Dialekt wird [in der Schweiz; S.O.] von allen sozialen Gruppen verwendet und ist daher nicht sozial markiert." (AMMON / BICKEL / LENZ 2016, LI) Die Varietätenwahl wird in der Schweiz weder von der „soziale[n] und regionale[n] Herkunft der Sprecherin oder des Sprechers, [vom] Bildungsgrad, [der] Einschätzung der Situation (offiziell vs. privat)" (AMMON / BICKEL / LENZ 2016, XLVI) noch vom Thema beeinflusst:

> Entgegen der Meinung vieler spielt der Gegenstand, über den gesprochen wird, keine Rolle. *Grundsätzlich lässt sich über jeden Gegenstand in beiden Sprachformen sprechen*. (SIEBER 2010, 375; Hervorhebung im Original).

Ebenso wenig haben die „emotionale Beteiligung […] [oder] stilistische Absichten" (AMMON / BICKEL / LENZ 2016, XLVI) einen Einfluss, dies im Gegensatz zur Situation in Österreich, wo all die genannten Faktoren die Wahl der Varietät mitbestimmen. Einzig die Nicht-Dialektkompetenz eines Gesprächspartners kann einen Einfluss auf die Varietätenwahl haben (vgl. Kap. 2.2).

Kurz gefasst: Personen, die des Schweizerdeutschen mächtig sind und in informellen Situationen Standarddeutsch mit einem anderen Deutschschweizer sprechen, verstossen gegen pragmatische Regeln (vgl. HAAS 1998, 78).

### 2.1.2 Dialekt als Sprachform der Schriftlichkeit

Nicht mehr in jedem Fall gegen pragmatische Regeln verstösst, wer den Dialekt in der Schriftlichkeit verwendet. Wie stark sich die Situation in den vergangenen 30 Jahren gewandelt hat, zeigt ein Satz aus einem Aufsatz von HAAS aus dem Jahr 1998:

> Genau so selbstverständlich beherrscht die Standardsprache das Reich der Schrift. Die meisten Deutschschweizer haben kaum je einen Satz in ihrem Dialekt geschrieben, fast alle finden es beschwerlich, Dialekt zu lesen. (HAAS 1998, 78)

Diese Beschreibung trifft auf die Situation, wie sie sich heute präsentiert, keinesfalls mehr zu, und es stellt sich die Frage, ob sie in dieser Deutlichkeit in den späten Neunzigerjahren[24] überhaupt zutraf, geht doch CHRISTEN nur sechs Jahre später davon aus, dass es

23 Zur Frage, ob auch im alemannischsprachigen Bundesland Vorarlberg – wie in der Vergangenheit angenommen – eine Diglossiesituation wie in der Deutschschweiz vorherrscht oder ob es sich bei der dortigen Sprachsituation nicht doch eher um ein Dialekt-Standard-Kontinuum handelt, vgl. ENDER / KAISER (2014) und KAISER / ENDER (2015).

24 RIS schrieb bereits 1980, also 18 Jahre, bevor HAAS' Aufsatz entstand, dass „der Gebrauch der *geschriebenen Mundart* – außerhalb der von breiten Bevölkerung gelesenen Mundartliteratur –

> heute in der Deutschschweiz vermutlich eine Gruppe von wohl vor allem jüngeren Menschen [gibt], die nun nicht nur in der Mündlichkeit über Dialekt und Standard verfügt, sondern auch in der Schriftlichkeit, und die vielleicht sogar *häufiger und mehr Dialekt als Standardsprache schreibt* (CHRISTEN 2004, 82–83; Hervorhebung S.O.).

Diese Entwicklung wurde durch das Aufkommen digitaler Textnachrichten (SMS) in der Mitte der Neunzigerjahre sowie des Internets begünstigt: Die alleinige Dominanz des Standarddeutschen als Schriftsprache in der Deutschschweiz wurde endgültig aufgebrochen. Dass der Dialekt das Standarddeutsche in diesen handy- und internetbasierten Kommunikationsformen – SMS (und seinen Nachfolgern wie WhatsApp, Facebook Messenger u. Ä.), Chat, E-Mails usw. – abgelöst hat (oder allenfalls gar nie ablösen musste, weil er von Anfang an den Vorrang hatte?), zeigen auch die Daten aus dem Projekt sms4science: „Rund drei Viertel der deutschsprachigen SMS sind in Schweizerdeutsch verfasst." (STÄHLI / DÜRSCHEID / BÉGUELIN 2011)

Ausserhalb dieser Kontexte, in denen der Dialekt schriftlich verwendet wird, gilt der schriftliche Dialektgebrauch nach wie vor als Verstoss gegen eine pragmatische Regel in der Deutschschweiz. Dies trifft insbesondere (aber nicht nur) auf die Sachprosa zu.[25]

## 2.2 STANDARDDEUTSCH

Standarddeutsch wird in der Deutschschweiz in erster Linie als schriftliche Sprachform verwendet. In der Mündlichkeit ist sein Platz durch die starke Präsenz des Schweizerdeutschen eingeschränkt. Das Standarddeutsche der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer unterscheidet sich sowohl in seiner schriftlichen wie seiner mündlichen Form vom Standarddeutschen, das in Deutschland und Österreich verwendet wird: Die standardsprachlichen Unterschiede treten auf allen sprachlichen Ebenen auf und machen Schweizer Standarddeutsch zu einer Standardvarietät des Deutschen, vgl. die Diskussion zur Plurizentrizität in Kap. 2.5.

### 2.2.1 Standarddeutsch als Sprachform der Schriftlichkeit

Standarddeutsch ist die normale Sprachform der Schriftlichkeit in der Deutschschweiz; in der Schriftlichkeit hält es – ausserhalb der privaten Kommunikation, besonders derjenigen, die sich am Pol der konzeptionellen Mündlichkeit bewegt, vgl. Kap. 2.1.2 – unangefochten seine Stellung. Die Bedeutung des Standard-

sehr stark zugenommen hat" (RIS 1980, 122; Hervorhebung im Original) und erwähnt die Werbung, Kontaktinserate sowie vereinzelte Todesanzeigen im Dialekt als Beispiel, bezieht sich hier also nicht auf den individuellen Sprachgebrauch *aller* Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer.

25 In die Kategorie „Spielerei" gehören denn auch die sechs bisherigen „Blick am Abend"-Ausgaben, die am 28.5.2013, am 2.6.2014, am 2.6. 2015, am 2.6.2016, am 2.6.2017 und am 4.6.2018 in Dialekt erschienen sind.

deutschen für die Schriftlichkeit drückt sich – nebst dem Gebrauch von „Hochdeutsch“ – auch in den Termini „Schriftdeutsch“ bzw. „Schriftsprache“ aus, die von den Sprachbenutzerinnen und -benutzern in der Deutschschweiz häufig anstelle des vor allem im wissenschaftlichen Diskurs benutzten Terminus „Standarddeutsch“ verwendet werden.

### 2.2.2 Standarddeutsch als Sprachform der Mündlichkeit

Für die Mündlichkeit spielt Standarddeutsch in der Deutschschweiz eine untergeordnete Rolle, da, wie in Kap. 2.1 erwähnt, die Deutschschweizer Dialekte die alltägliche Umgangssprache der Bevölkerung darstellen. Dennoch wird Standarddeutsch in der Deutschschweiz auch für die mündliche Kommunikation verwendet:

> Sobald […] eine Situation einen offiziellen oder formellen Anstrich bekommt, kann Standarddeutsch als [gesprochene; S.O.] Sprachform möglich oder sogar obligatorisch werden. Im einzelnen sind hier jedoch sehr verschiedenartige Faktoren wirksam, die je nach Situation unterschiedlich zusammenwirken. Die Regeln für die Wahl der Sprache [= Sprachform; S.O.] sind dementsprechend im Einzelfall sehr kompliziert, viel komplizierter jedenfalls, als es dem Deutschschweizer im allgemeinen bewußt ist. Dieser hat sich im Laufe seines Lebens meist so sehr daran gewöhnt, daß er die Kompliziertheit der Regeln gar nicht bemerkt und ihrer erst gewahr wird, wenn er die Situation einem Außenstehenden beschreiben muß. (LÖTSCHER 1983, 124)

Diese „Kompliziertheit“ lässt sich jedoch in drei Konstellationen von mündlichem Standarddeutschgebrauch schematisch auffächern: CHRISTEN et al. (2010, 13–14) unterscheiden zwischen “situationsinduziertem“, „adressateninduziertem“ und „diskursinduziertem“ Standardgebrauch. Als *situationsinduziert* gilt der Gebrauch des Standarddeutschen, wenn es in „Gebrauchskontexte[n]“ verwendet wird, „die sich durch hohe Formalität und Distanz auszeichnen oder für welche die Standardsprache institutionalisiert ist“ (CHRISTEN et al. 2010, 13). Sie gehen davon aus, dass es diese Art von Standarddeutschverwendung ist,

> [die] aus der Perspektive der Sprechergemeinschaft prominent ins Bewusstsein kommt, wenn es um die Präsenz der gesprochenen Standardsprache im Deutschschweizer Sprachleben geht. Es handelt sich um einen Gebrauch der Standardsprache, mit dem die gesamte Deutschschweizer Bevölkerung selbstverständlichen rezeptiven Umgang hat, in deren Produktion aber nur ein geringer Teil involviert ist. (CHRISTEN et al. 2010, 13–14)

Dies entspricht dem oben im Zitat von LOETSCHER erwähnten Standarddeutschgebrauch.[26] Zu solch situationsinduziertem Standardgebrauch kommt es beispiels-

26 Für BERTHELE sind das Zitat LOETSCHERS und ein weiteres von PETER BICHSEL („Nein, das Hochdeutsche ist für uns keine Fremdsprache, nur eine leicht fremde Sprache.“) zwei dieser „Dikta von Deutschschweizer Schriftstellern“, die „in der Regel […] als Aufhänger zur Charakterisierung der Sprachsituation [dienen]“. BERTHELE hält solche Aussagen für problematisch, da sie „keinerlei Präjudizcharakter für die grosse Mehrheit der DeutschschweizerInnen“ hätten, weshalb er das Wort *uns* im Zitat von BICHSEL für nicht gerechtfertigt hält: „wenn er sich damit auf die Deutschschweizer SchriftstellerInnen beziehen würde, hätte er bestimmt Recht. Mit seiner generischen Referenz auf alle DeutschschweizerInnen ist Bichsels ‚uns‘ aber

weise in der Schule[27] (vgl. dazu u. a. SIEBER / SITTA 1986, SIEBER 1997, BACHMANN / GOOD 2003, GYGER 2005, 2007, OBERHOLZER 2006), in den Medien (vgl. dazu u. a. RAMSEIER 1988, GEIGER et al. 2006, HAVEL 2012), in der Politik (vgl. dazu u. a. STEINER 2006) sowie in der Kirche. Diese Art von Standarddeutschgebrauch wird also im Zentrum der vorliegenden Untersuchung stehen.

Zu *adressateninduziertem* Standardgebrauch kann es kommen, wenn autochthone Dialektsprecherinnen und -sprecher mit Personen sprechen, die „sprachlich als allochthon erkennbar" sind, also wenn sie keinen Deutschschweizer Dialekt sprechen oder „lernersprachliche Dialektabweichungen wahrnehmbar sind" (CHRISTEN et al. 2010, 14). Während der situationsinduzierte Standardgebrauch eine Art „künstliches" Verwenden von Standarddeutsch darstellt, da das Standardsprechen nicht durch das Gegenüber, sondern eben alleine durch die Situation induziert ist, dient der adressateninduzierte Standardgebrauch der besseren Verständigung zwischen den Kommunikationspartnern: Die Verständigung kann so sichergestellt werden. Die Kommunikation zwischen Autochthonen und Allochthonen hat – gerade in der Berufswelt – bedingt durch die starke Migration insbesondere aus Deutschland in den vergangenen Jahren stark zugenommen. So verwendeten im Jahr 2016 44.7 % aller Erwerbstätigen in der Deutschschweiz bei der Arbeit (auch) Hochdeutsch (86.2 % Schweizerdeutsch), bei den Schweizerinnen und Schweizern ohne Migrationshintergrund ist es ein Drittel (36.1 % vs. 97.9 % Schweizerdeutsch, vgl. Bundesamt für Statistik 2018c).[28]

Im Kontakt mit Allochthonen ist adressateninduzierter Standardgebrauch eine „Option", wird aber nicht von allen Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern praktiziert: Eine Rekrutenbefragung von 1985 zeigte, dass junge Deutschschweizer Männer beim Dialekt bleiben, solange die Kommunikation „noch sichergestellt ist" (SCHLÄPFER / GUTZWILLER / SCHMID 1991, 211). Auch CHRISTEN et al. (2010) zeigen am Beispiel von Deutschschweizer Polizistinnen und Polizisten, die Notrufgespräche von Allochthonen entgegennehmen, dass der adressateninduzierte Standardgebrauch bei weitem nicht die einzige Option für solche Gespräche ist:

zweifellos inadäquat, entspricht allenfalls der Realität und / oder dem Wunschdenken einer Bildungselite – gerade im Fall des scheinbar volksnahen Sozialdemokraten Bichsel eine etwas befremdliche Verallgemeinerung." (BERTHELE 2004, 130–131)

27 Bis ins Jahr 2000 nahm der Gebrauch des Dialekts in den Schulen der Deutschschweiz jedoch zu, wie die Zahlen der Volkszählung 2000 zeigen (LÜDI / WERLEN 2005, 83–86). Die eher schlechten Ergebnisse Schweizer Schülerinnen und Schüler bei der PISA-Studie 2000 führten dann in den 2000er-Jahren aber zu einer Art Hochdeutsch-Offensive in Deutschschweizer Schulen, bei der die konsequente Verwendung des Standarddeutschen „auf sämtlichen Schulstufen und in allen Fächern" (EDK (Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren) 2003, 7) angestrebt wurde (vgl. dazu u. a. OBERHOLZER 2006).

28 Nicht mit diesen Zahlen aus der Strukturerhebung vergleichbar sind die Daten aus der Erhebung zu Sprache, Religion und Kultur 2014 vom Bundesamt für Statistik (Bundesamt für Statistik 2017b): Bei dieser Erhebung wurde explizit nicht nur nach den gesprochenen Sprachen, sondern auch nach dem schriftlichen Sprachgebrauch gefragt („schriftlich, mündlich oder beim Lesen"). Gemäss dieser Erhebung von 2014 verwenden in der Deutschschweiz „81 % der Erwerbstätigen regelmässig Schweizerdeutsch, 87 % Hochdeutsch" (Bundesamt für Statistik 2017b, 19).

Weder kommt ausschliesslich und grundsätzlich nur die eine oder nur die andere Varietät zum Einsatz, noch wird die einmal gewählte Varietät zwingend als einzige Varietät beibehalten: „[I]n ungefähr einem Drittel der Gespräche [kommen] beide Varietäten zum Zuge“ (CHRISTEN et al. 2010, 99).[29] In einem weiteren Drittel der Gespräche wird nur Standarddeutsch gesprochen. Entscheidend für die Wahl der Varietät ist in erster Linie die Varietät der anrufenden Person – so wird mit Dialekt sprechenden Allochthonen tendenziell ebenfalls Dialekt gesprochen (CHRISTEN et al. 2010, 103) – sowie die „inhaltlich vermittelte Zugehörigkeit zur in group der Anrufenden“ (CHRISTEN et al. 2010, 105; Hervorhebung im Original). Standarddeutsch kann also als gesprochene Varietät im Kontakt mit Allochthonen zum Einsatz kommen, ebenso kann aber je nach Gegenüber auch der Dialekt gewählt werden: Es gibt „im Deutschschweizer Kontext offenbar gegenüber Allochthonen nicht die eine richtige Sprachformenwahl“ (CHRISTEN et al. 2010, 99; Hervorhebung im Original).

Die dritte Konstellation des mündlichen Standardgebrauchs ist der *diskursinduzierte* Standardgebrauch: Er kommt „vornehmlich in Dialektgesprächen zwischen Autochthonen“ vor; es handelt sich hierbei um „umfangmässig limitierte standardsprachliche Einschübe“, die „funktional eingesetzt werden, beispielsweise für die authentische Redewiedergabe deutschländischer Äusserungen“ (CHRISTEN et al. 2010, 63). Dass es sich dabei keineswegs um ein Randphänomen der sprachlichen Realität von Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern handelt, zeigen die Zahlen aus der oben erwähnten Untersuchung des Polizeinotrufs: In 12.4 % der untersuchten Gespräche wird Standarddeutsch „in irgendeiner Form verwendet“, häufig eben in Form dieser „kurze[n], standardsprachliche[n] Insertionen“. Diese haben „in jedem einzelnen Fall eine (mehr oder weniger ausgeprägte) pragmatische Funktion“.[30]

## 2.3 MISCHPHÄNOMENE ZWISCHEN DEN BEIDEN VARIETÄTEN

Es besteht gemeinhin Einigkeit darüber, dass die beiden Varietäten Dialekt und Standarddeutsch strukturell getrennt sind und keine weiteren Varietäten zwischen diesen beiden Polen existieren. Unbestritten ist zudem, dass sich das Schweizerdeutsche zwar des sprachlichen Materials des Standarddeutschen bedient und dieses teilweise entlehnt, um den Bedarf an Neologismen für neue Sachverhalte oder Objekte („es handelt sich dabei insbesondere um fachsprachliche Ausdrücke, idiomatische Wendungen, aber auch um alltägliches sprachliches Material“, PETKOVA 2012b, 134) zu decken, jedoch nicht ohne es vorher phonetisch-phonologisch und

29 Vgl. dazu auch Fussnote 165 (Kap. 4.3).

30 Auf diese letzte Art von Standardgebrauch bzw. das Code-Switching, das diesem Standardgebrauch zugrunde liegt, wird in den Kapiteln 3 und 8 noch detailliert eingegangen: Im ersten Kapitel geht es um die theoretische Einordnung des Code-Switchings, im zweiten um konkrete Beispiele für solche Varietätenwechsel in Gottesdiensten.

morphologisch dem (jeweiligen) Dialekt anzupassen und es so zu eigenständigen Teilen des Dialektlexikons zu machen.

Dennoch wurden in der Vergangenheit von verschiedener Seite Mischphänomene zwischen den beiden Varietäten beobachtet und dokumentiert (z. B. BERTHELE 2004, CHRISTEN 2000b, CHRISTEN et al. 2010, PETKOVA 2009, 2011, 2016).[31] BERTHELE (2004, 121) geht davon aus, dass „in der Deutschschweiz aus struktureller Sicht durchaus und möglicherweise in zunehmendem Masse Zwischenformen zwischen Mundarten und Standard existieren" und schätzt es als interessant ein, dass „oft weder Deutschschweizer LinguistInnen noch Laien diese Mischsprachen als solche zu erkennen bereit sind, sondern von klaren Trennlinien zwischen Dialekt und Standard ausgehen".

Für CHRISTEN (2000b, 252) sind solche Mischphänomene Teil eines „suboptimalen Dialekts", der gerade dadurch entsteht, dass standardsprachliche Lexeme in den Dialekt übernommen, aber nicht vollständig integriert werden in dem Sinne, dass sie beispielsweise lautlich nicht basisdialektal sind. Deutschschweizer Sprecherinnen und Sprecher müssen teils auf das Standarddeutsche zugreifen, um einen Wortschatz zur Verfügung zu haben, der sowohl themen- als auch textsortengerecht ist (vgl. CHRISTEN 2000b, 256). Solche standardsprachlichen Formen bilden dann „die Ausgangsgrösse für die Dialektrealisierung" (CHRISTEN 2000b, 256). Für den dadurch entstehenden suboptimalen Dialekt gilt unter Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern offensichtlich „eine gewisse Variantentoleranz":

> Bereits ein „unvollständiger" Grad an Anpassung – jetzt aus der Perspektive der Basismundart – ist ausreichend, um neue Elemente – und bezeichnenderweise nur solche – akzeptabel als Dialekt erscheinen zu lassen. (CHRISTEN 2000b, 253–254)

CHRISTEN (2000b, 254) geht davon aus, dass „ein gewisser Konsens darüber [existiert], welche standardsprachlichen Varianten, welche Variantenbündel vermieden werden müssen, wenn eine Äusserung als nichtstandardsprachlich gelten soll". Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer mischen also Standarddeutsch und Dialekt nicht willkürlich durcheinander, sondern folgen gewissen Regeln: Für sie ist klar, dass hybride Formen, wie sie CHRISTEN exemplarisch darstellt, zum Dialekt gehören – und nicht zur Standardsprache (vgl. CHRISTEN 2000b, 254). Dieser

> „dialektisierende" Zugriff auf die Standardsprache mit ihrer ganzen Ausdrucksbreite verschafft den Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern ihre polyfunktionalen, stilistisch ausgebauten Dialekte, die sie sich für ihren sprachlichen Alltag offenbar wünschen. Sie nehmen dabei einen dialektalen Variantenraum in Kauf, der um nicht-beliebige, standardsprachliche Varianten erweitert ist. (CHRISTEN 2000b, 256)[32]

PETKOVA (2009) wirft die Frage auf, ob sich hier allenfalls eine Veränderung in der Sprachsituation der Deutschschweiz abzeichnet, die grundlegend am Konzept der Diglossiesituation (vgl. dazu Kap. 2.4) rüttelt, stellt sich aber anderswo (PETKOVA

31 Vgl. Fussnote 165 (Kap. 4.3) für die Diskussion eines solchen Mischphänomens, dem „multiplen Code-Switching".

32 Davon unterschieden werden müssen die metaphorischen Code-Switchings, also „echte" Wechsel vom Dialekt in die Standardsprache, die als Kontextualisierungshinweise dienen (CHRISTEN 2000b, 247–248); vgl. dazu Kap. 4.3.1.

2012b, 137) nach ausführlicher Diskussion schliesslich auf den Standpunkt, dass „den Mischbereichen zwischen den Varietäten […] nur eine marginale Bedeutung zu[kommt]". Für sie sprechen zwei Punkte dafür, dass es sich bei der Deutschschweizer Sprachsituation trotz allem um eine diglossische – und nicht um ein Kontinuum – handelt (PETKOVA 2012b, 136): Einerseits sind Sprecherinnen und Sprecher „im Transfer von sprachlichem Material geübt" (und markieren somit dieses trotz möglicher Interferenzen aus der jeweils anderen Varietät dergleichen, dass eindeutig feststellbar ist, zu welcher der beiden Varietäten es gehört).[33] Andererseits konzeptualisieren sie die beiden Sprachformen zweifellos „als zwei voneinander abgesonderte Einheiten" und richten „ihren Sprachgebrauch nach einem ‚entweder-oder' von Dialekt und Standardsprache aus[…]". Graubereiche zwischen den beiden Polen sind für PETKOVA kein Grund, an dieser Auffassung zu zweifeln:

> Dass es Graubereiche mit ungeklärtem Status gibt, gehört wohl zur sprachlichen Realität allgemein, die kaum distinkte, bloß dichotomisch organisierte Kategorien enthält. Das Vorkommen solcher Graubereiche verweist auf die Multidimensionalität einer jeden Sprachwelt. (PETKOVA 2012b, 137)

PETKOVA (2016, 30) weist darauf hin, dass solche Mischformen „vor Augen führen, wie flexibel und unverkrampft die Sprachgemeinschaft ihre sprachlichen Ressourcen nutzt".

## 2.4 DAS PASSENDE LINGUISTISCHE BESCHREIBUNGSMODELL: DIGLOSSIE ODER BILINGUALISMUS?

Zur Beschreibung der Deutschschweizer Sprachsituation – diesem *Nebeneinander* von Schweizerdeutsch und Standarddeutsch – stehen sich zwei Modelle gegenüber: Diglossie und Bilingualismus. In den vergangenen rund 60 Jahren wurden die beiden Konzepte je nach aktuellen Entwicklungen in der Deutschschweiz immer wieder neu diskutiert und mit zusätzlichen Attributen versehen, um sie passgenau zu machen.

Im Folgenden sollen die beiden Konzepte und die entscheidenden Unterschiede anhand einiger ausgewählter, aussagekräftiger Aufsätze (FERGUSON 1959, KOLDE 1981, RIS 1990, WERLEN 1998, HAAS 1998, 2004, BERTHELE 2004, PETKOVA 2012b) dargestellt werden. Dabei wird sowohl aufgezeigt, was zur Weiterentwicklung des ursprünglich so „begeistert aufgenommen[en]" Konzepts der Diglossie (HAAS 2004, 83) geführt hat, als auch diskutiert, was Linguistinnen und Linguisten dazu bringt, sich für das eine oder das andere Modell zu entscheiden. Schliesslich wird noch ein dritter Ansatz, jener der „Sekundärsprache" (vgl. HÄGI / SCHARLOTH 2005), vorgestellt.

33 PETKOVA (2016, 69) hält es für wahrscheinlich, dass „die Sprecherinnen oder Sprecher aus ihrer Sicht [dem Standarddeutschen oder dem Dialekt; S.O.] zuweisbare Elemente" produzieren, wo ambige Elemente in den von ihr untersuchten Korpora auftreten.

### 2.4.1 FERGUSONS Diglossie-Begriff

Um die Sprachsituation der Deutschschweiz zu beschreiben, wird in der Fachliteratur häufig der Terminus „Diglossie" herangezogen. Dieser wurde von FERGUSON 1959 eingeführt. In seinem Artikel „Diglossia" widmet er sich der Situation, in der „two varieties of a language exist side by side throughout the community, with each having a definite role to play" (FERGUSON 1959, 325) und definiert diese als „Diglossie".[34] Die Deutschschweiz dient ihm als eine der vier Sprachgemeinschaften[35], anhand derer er solche Sprachsituationen charakterisiert. FERGUSON beschreibt die Eigenschaften, die ihm für die Klassifikation relevant erscheinen, und bezeichnet die Standardvarietät als „H (‚high') variety" und die regionalen Dialekte als „L (‚low') variety" (FERGUSON 1959, 327). Er wählt folgende Eigenschaften, in denen sich H und L unterscheiden, um das Konzept der Diglossie zu beschreiben: *function, prestige, literary heritage, acquisition, standardization, stability, grammar, lexicon* und *phonology*, und liefert im Anschluss seine ausführliche Definition von Diglossie:

> DIGLOSSIA is a relatively stable language situation in which, in addition to the primary dialects of the language (which may include a standard or regional standards), there is a very divergent, highly codified (often grammatically more complex) superposed variety, the vehicle of a large and respected body of written literature, either of an earlier period or in another speech community, which is learned largely by formal education and is used for most written and formal spoken purposes but is not used by any sector of the community for ordinary conversation. (FERGUSON 1959, 336; im Original kursiv)[36]

Dass FERGUSONS Definition zwar einer ersten, oberflächlichen Beschreibung der Deutschschweizer Sprachsituation dienen kann, sei hier nicht bestritten. Es zeigt

34 Über die Notwendigkeit der genetischen Verwandtschaft zwischen den beiden Varietäten wurde in der Folge viel diskutiert. HUDSON (2002, 14) stellt sich beispielsweise auf den Standpunkt, dass „too much has been made of the degree of structural proximity between constituent codes in a verbal repertoire as a diagnostic of diglossia. Defining the codes in diglossia a priori as varieties of the same language or otherwise is an arbitrary gesture and in itself contributes nothing of value to sociolinguistic theory". Er geht aber davon aus, dass „if the structural difference between codes in diglossia is viewed as an outcome of the social circumstances giving rise to diglossia, there is ample reason to suppose that language varieties in diglossia will in fact show a strong statistical tendency to be varieties of the same language […]" (HUDSON 2002, 15). Für HUDSON ist das entscheidende Charakteristikum einer diglossischen Situation, dass ein „gehobener Code" und ein alltäglicher Dialekt in einer Sprachgemeinschaft koexistieren, wobei der gehobene Code von keinem Sprecher in der Sprachgemeinschaft als Muttersprache gesprochen wird (HUDSON 2002, 23).

35 Die anderen drei sind Ägypten mit klassischem und ägyptischem Arabisch, Haiti mit Französisch und haitianischem Kreol und Griechenland mit klassischem und modernem Griechisch.

36 Für eine ausführliche alternative Theorie von Diglossie, die FERGUSONS Punkte kritisch begutachtet und Entwicklungen des Diglossie-Begriffes thematisiert, vgl. HUDSON (2002). Seiner Meinung nach besteht die konzeptuelle Einheit der von FERGUSON beschriebenen Sprachsituationen in einem spezifischen Set an Beziehungen zwischen funktionaler Aufteilung der Codes, der fehlenden Gelegenheit, H als Muttersprache (im Sinne der gesprochenen Erstsprache) zu erwerben, und dem daraus resultierenden Fehlen von Muttersprachlern in H, sowie der Stabilität im Gebrauch von L für umgangssprachliche Zwecke (vgl. HUDSON 2002, 40).

sich jedoch bei genauerem Betrachten der von ihm genannten Eigenschaften, dass diese mit (heutigem) Blick auf die Schweiz teilweise recht problematisch sind. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass FERGUSON „bei seiner Analyse des Schweizerdeutschen die Situation der Fünfziger Jahre" berücksichtigt (WERLEN 1998, 22). Seit dieser Momentaufnahme sind einschneidende Veränderungen im Sprachverhalten der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer vor sich gegangen, die einerseits mit dem Aufkommen neuer Kommunikationsmittel, andererseits aber mit der Verschiebung von Kontexten weg von der Standardsprache hin zum Dialekt zusammenhängen (vgl. z. B. HAAS 2004, 84). Dass die Einteilung FERGUSONS – insbesondere aus heutiger Sicht – nicht unproblematisch ist, sei hier exemplarisch anhand der ersten beiden von ihm genannten Eigenschaften gezeigt:

1) Die Spezialisierung der Funktion für H und L bezeichnet FERGUSON als eine der wichtigsten Eigenschaften von Diglossie: „In one set of situations only H is appropriate and in another only L, with the two sets overlapping only very slightly" (FERGUSON 1959, 328). Er nennt dafür Situationstypen, denen er die jeweils angebrachte Varietät zuweist:

| | **H (Hochsprache)** | **L (Mundart)** |
|---|---|---|
| Predigt | + | - |
| Befehle an Diener, Kellner, Arbeiter etc. | - | + |
| Persönlicher Brief | + | - |
| Parlamentsrede, politische Rede | + | - |
| Universitäre Vorlesung | + | - |
| Gespräch mit Familie, Freunden, Kollegen | - | + |
| Radionachrichten | + | - |
| Radio-„Seifenoper" | - | + |
| Zeitungsartikel, Bildlegenden | + | - |
| Legenden politischer Karikaturen | - | + |
| Dichtung | + | - |
| Volksliteratur | - | + |

*Tab. 1: Verteilung von Situationstypen nach Varietät gemäss FERGUSON, deutsche Übersetzung nach WERLEN (1998, 23).*

Die hier genannten typischen Situationen lassen sich in der Deutschschweiz nicht immer klar der einen oder der anderen Varietät zuordnen; die für H genannten Situationen „Predigt"[37] und „persönlicher Brief" beispielsweise sind nicht (mehr)

37 Die Verwendung der Varietäten für die Predigt in reformierten und römisch-katholischen Kirchen wird in der vorliegenden Arbeit ein Schwerpunkt sein. SCHWARZENBACH hielt bereits 1969 fest, dass Predigten im Dialekt gehalten werden. Er verwies in seiner Studie u. a. auf den „Ersten Generalbericht der evangelisch-reformierten Kirche im Kanton Solothurn betreffend die Jahre 1949–1960", in dem es heisst: „Die Predigt in Mundart wird meist in Familien- und Wochengottesdiensten (Bibelstunden) gehalten, aber auch in Filialgemeinden und vereinzelt im Hauptgottesdienst" (zitiert nach SCHWARZENBACH 1969, 187). Es war also schon zu der Zeit, als FERGUSON „Diglossia" veröffentlichte, keinesfalls so, dass für Predigten lediglich Standarddeutsch in Frage kam.